



Landeshauptstadt
München

KulturGeschichtspfad

19

Thalkirchen-Obersendling-
Forstenried-Fürstenried-
Solln

Bereits erschienene und zukünftige Publikationen zu den KulturGeschichtspfaden:

Stadtbezirk 01	Altstadt-Lehel
Stadtbezirk 02	Ludwigsvorstadt-Isarvorstadt
Stadtbezirk 03	Maxvorstadt
Stadtbezirk 04	Schwabing-West
Stadtbezirk 05	Au-Haidhausen
Stadtbezirk 06	Sendling
Stadtbezirk 07	Sendling-Westpark
Stadtbezirk 08	Schwanthalerhöhe
Stadtbezirk 09	Neuhausen-Nymphenburg
Stadtbezirk 10	Moosach
Stadtbezirk 11	Milbertshofen-Am Hart
Stadtbezirk 12	Schwabing-Freimann
Stadtbezirk 13	Bogenhausen
Stadtbezirk 14	Berg am Laim
Stadtbezirk 15	Trudering-Riem
Stadtbezirk 16	Ramersdorf-Perlach
Stadtbezirk 17	Obergiesing-Fasangarten
Stadtbezirk 18	Untergiesing-Harlaching
Stadtbezirk 19	Thalkirchen-Obersendling- Forstenried-Fürstenried-Solln
Stadtbezirk 20	Hadern
Stadtbezirk 21	Pasing-Obermenzing
Stadtbezirk 22	Aubing-Lochhausen-Langwied
Stadtbezirk 23	Allach-Untermenzing
Stadtbezirk 24	Feldmoching-Hasenbergl
Stadtbezirk 25	Laim

Zwei detaillierte Lagepläne zur Orientierung im Stadtbezirk finden Sie im Anhang.
Am Ort selbst sind die wesentlichen Stationen durch Markierungsschilder kenntlich gemacht.

Alle Texte und weitere Informationen stehen unter www.muenchen.de/kgp zur Verfügung.

Inhalt

Vorwort Oberbürgermeister Dieter Reiter	3
Grußwort Bezirksausschussvorsitzender Dr. Ludwig Weidinger	5
Geschichtliche Einführung	9

Rundgänge

Rundgang 1: Thalkirchen

St. Maria Thalkirchen	58
Gierlinger Park	61
Betriebswerk der Isartalbahn	63
Asam-Schlössl	65
Kuranstalt Obersendling	68
Campingplatz München-Thalkirchen	74
Isarwerk 1	77
Floßländer	79
Freibad Maria Einsiedel	82
Kaltwasser-Badanstalt Thalkirchen/ Klinik Dr. Kurt Lichtwitz	85

Rundgang 2: Obersendling

Neue Schießstätte	90
Sammellager II und III Zielstattstraße	92
Siemens-Siedlung	96
Leo-Graetz-Straße	99
Heizkraftwerk Sendling	104
Hermann-von-Siemens-Sportpark	108
Siemenswerke Hofmannstraße	110
Maschinenfabrik A. Michaelis	115
Zeppelinhalle/Städtischer Betriebshof	120
Asphaltwerk/Feuerwache 2 Sendling	123
Konsumverein Sendling-München, Boschetsrieder Str. 101/103	126



Wohnanlage Boschetsrieder Str. 85–97e	130
Schulhaus an der Boschetsrieder Str. 35	134

Rundgang 3: Radtour von Solln über Forstenried nach Fürstenried West

Fellererplatz	138
Dorfkern Solln	142
Gaststätte Iberl	145
Warnberg	147
Maria Sandmayr	152
Rupprecht Geiger	158
Parkstadt Solln	162
Johanna Bachsteffel	165
Johann Holderied	169
Ortskern Forstenried	174
Derzbachhof	179
Seb. Lutz & Söhne	182
Schloss Fürstenried	188
Bezirkssportanlage Graubündener Str. 100	193
Evangelisch-lutherische Andreaskirche	196
Schulzentrum Fürstenried West und Schweizer Platz	199
Luise, Friedrich und Rudolf Moebs	202

Dank	206
Literaturauswahl	207
Webseitenauswahl	211
Bildnachweis	211
Übersichtskarten	213



Vorwort

Die *KulturGeschichtspfade* der Landeshauptstadt München sind Rundgänge entlang historisch bedeutsamer Orte und Ereignisse im städtischen Raum. Sie sind nach Stadtbezirken gegliedert und sollen zu einem flächendeckenden topographischen Netzwerk der Geschichte Münchens ausgebaut werden.

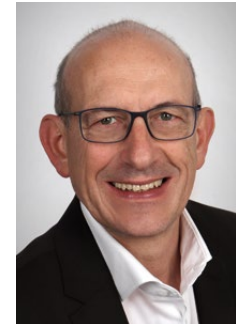
Wir laden alle Münchnerinnen und Münchner und alle auswärtigen Besucherinnen und Besucher dazu ein, neben den geläufigen Glanzlichtern Münchens auch den weniger bekannten Besonderheiten der Stadtgeschichte auf die Spur zu kommen. Jeder *KulturGeschichtspfad* ist als Broschüre erhältlich und im Internet abrufbar. Er führt zu den bedeutenden Bauwerken, den geschichtsträchtigen Plätzen und den Wohnungen oder Wirkungsstätten bemerkenswerter Persönlichkeiten des jeweiligen Bezirks. An Ort und Stelle weisen Orientierungstafeln den jeweiligen Pfad und die betreffende Einzelstation aus. Die *KulturGeschichtspfade*

sind so angelegt, dass sie zu Fuß oder mit dem Fahrrad zurückgelegt werden können.

Ich wünsche allen Reisenden, die sich zu den historischen Marksteinen vor der eigenen Haustür und jenseits der ausgetretenen Wege aufmachen, anregende, neue Erkenntnisse und dem Projekt der münchenweiten *KulturGeschichtspfade* große Resonanz in der Bevölkerung.



Dieter Reiter
Oberbürgermeister



Grußwort

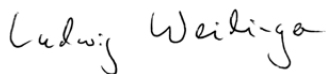
Die KulturGeschichtspfade für die Münchner Stadtbezirke informieren detailliert über geschichtliche und kulturelle Hintergründe eines Stadtbezirks und erfreuen sich deshalb großer Beliebtheit. Lange haben wir auf „unseren“ *KulturGeschichtspfad* warten müssen. Vielleicht lag es auch daran, dass unser Stadtbezirk 19 Thalkirchen – Obersendling – Forstenried – Fürstenried – Solln nicht nur der Stadtbezirk mit dem längsten Namen ist, sondern es auch soviel zu berichten gibt, dass der nun vorliegende *KulturGeschichtspfad* der umfangreichste geworden ist. Freuen Sie sich mit uns auf die wertvollen Anregungen und Tipps in diesem kleinen Buch, die reiche Kultur und die bewegte Vergangenheit unserer Stadtviertel zu entdecken und zu erleben. Unser Stadtbezirk ist geprägt von Stadtteilen mit eigener, unverwechselbarer Identität, die sich aus deren unterschiedlicher Geschichte, historischen Ereignissen und kulturellen Einflüssen ergibt. Zunächst sind da die drei früher selbständigen Gemeinden Thalkirchen, Solln und Forstenried, jede hat ihren Dorfkern mit Kirche, Wirtshaus und Maibaum. Auf den landwirtschaftlichen Flächen beim von 1715 bis 1717 als

Jagd- und Lustschloss erbauten Schloss Fürstenried sind ab 1960 große Wohnsiedlungen gebaut worden. Obersendling, einst ein industrielles Zentrum, weist derzeit den größten Wandel zu einem lebendigen Wohn- und Arbeitsort auf. Die 1991 fertiggestellte U-Bahn-Linie 3 nach Fürstenried West hat 1991 die legendäre Trambahnlinie 8 ersetzt und für eine schnelle und leistungsstarke Verbindung zur Innenstadt gesorgt und damit die Attraktivität des Stadtbezirks weiter gesteigert.

Die Lektüre dieses Heftes wird Ihnen viele unbekannte, oft längst vergessene und oft nicht mehr sichtbare Gesichter des Stadtbezirks zeigen. Allein die Betrachtung der mit Sorgfalt ausgewählten Bilder ist schon faszinierend. Erforschen sie unseren Stadtbezirk und entdecken Sie viel Neues aus Vergangenheit und Gegenwart! Dazu wünsche ich Ihnen viel Freude!

Im Namen des Bezirksausschusses 19 bedanke ich mich bei den Verantwortlichen im Kulturreferat der Landeshauptstadt München, aber vor allem bei der Autorin Frau Dr. Pohl, die mit viel Engagement und Geduld eine hervorragende Zusammenstellung und Auswahl geleistet hat. Mein Dank gilt auch allen Personen und Institutionen innerhalb und außerhalb des Stadtbezirks 19, die Informationen, Texte und Bilder zur Verfügung gestellt haben.

Mit herzlichen Grüßen



Ihr Dr. Ludwig Weidinger
Vorsitzender des Bezirksausschuss
Thalkirchen – Obersendling – Forstenried –
Fürstenried – Solln

Thalkirchen-Obersendling- Forstenried-Fürstenried-Solln

19

Zwischen Wildpark und Isarauen:
Bauernhäuser, Wohnquartiere
und mittendrin ein Industriegebiet



In Obersendling wurde eine stillgelegte Industriefläche von 2021 bis 2024 als temporärer Nachbarschafts- und Kulturtreff Sugar Mountain, Helfenriederstraße 12, zwischen- genutzt. Auf ehemaligen Fertigungsanlagen des Betonwerks Katzenberger verbreitet das bunte Design der Londoner Künstlerin Lakwena Maciver positive Botschaften wie „Big Love“ und „Different but good together“. Foto 2022

Geschichtliche Einführung

Der Stadtbezirk Thalkirchen-Obersendling-Forstenried-Fürstenried-Solln liegt am südlichen Stadtrand Münchens. Er grenzt an die selbstständigen Gemeinden Neuried und Pullach, an den Staatsforst Forstenrieder Park und an die Münchner Stadtbezirke Hadern, Sendling-Westpark, Sendling und Untergiesing-Harlaching. Mit einer Fläche von rund 1.800 Hektar ist der Stadtbezirk 19 einer der größeren, mit 103.717 Einwohner*innen der zweitbevölkerungsreichste Stadtbezirk Münchens (Stand 31. Dezember 2024). Der lange Bezirksname lässt erahnen, dass es sich zudem um einen besonders vielfältigen Stadtbezirk handelt: Er umfasst den südlichen Isarabschnitt zwischen Flauchersteg und Stadtgrenze mit Isar-Werk- und Floßkanal, Zentrallände und dem städtischen Wasserkraftwerk Isarwerk 1; hinzu kommen beliebte Ausflugsziele wie das Familienbad Maria Einsiedel und der Hinterbrühlsee. Die ehemaligen Bauernhöfe Thalkirchen, Solln und Forstenried – mit dem Derzbachhof, der Münchens ältester Bauernhof ist –, gehören ebenso dazu wie Schloss Fürstenried, das einst als kurfürstliches Jagdschloss errichtet und später für die Unterbringung

des Wittelsbacher Prinzen und nominellen bayerischen Königs Otto I. umgebaut wurde. Im Stadtbezirk 19 liegen die um 1900 entstandenen Villenkolonien Prinz Ludwigshöhe und Solln. In den 1960er Jahren entstanden die Großwohnanlagen Fürstenried Ost und -West, Neuforstenried und Parkstadt Solln, um dringend benötigten Wohnraum zu schaffen. Innerhalb der Bezirksgrenzen befinden sich Münchens höchste natürliche Erhebung, der Warnberg, und das gegen Ende des 19. Jahrhunderts durch ein Elektrizitätsunternehmen initiierte Industriegebiet Obersendling. Letzteres befindet sich seit Ende des 20. Jahrhunderts im Umbruch: Stadtteilprägende Betriebe verschwanden; ehemalige Produktionsstätten wurden beziehungsweise werden umgebaut oder abgerissen und durch neue Quartiere mit hohem Wohnungsanteil ersetzt. Ein Beispiel ist das von 2011 bis 2014 auf ehemaligen Flächen der Firma Siemens errichtete Stadtquartier Südseite mit circa 1.000 Wohnungen. Etablierte Standorte von Industrie und Gewerbe wurden und werden neu geordnet und weiterentwickelt – etwa zwischen Machtlfinger Straße/Boschetsrieder Straße/Geisenhausener- und Helfenriederstraße, in dessen Mitte das ehemalige Betonwerk Katzenberger liegt.

Während Thalkirchen und Obersendling bereits seit 1900 und Forstenried mit Fürstenried seit 1912 zu München gehören (Stadtbezirk 24), war Solln bis 1938 selbstständig und bildete nach der Eingemeindung den 36. Stadtbezirk. 1992 wurden die bisherigen Stadtbezirke 24 und 36 zum Stadtbezirk 19 zusammengelegt.



Bei Bauarbeiten im Bereich der Parkstadt Solln wurden 1972 verschiedene Grabfunde aus der Frühbronzezeit geborgen. Darunter auch eine Reihe von Scheibenkopfnadeln. Foto 2016

Archäologische Funde belegen, dass einige Bereiche des Stadtbezirks bereits in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt waren. Davon zeugen Grabreste aus der Zeit um 2000 bis 1800 v. Chr., die an der historisch wichtigen Wegführung im Bereich Plinganser-/Steinerstraße entdeckt wurden, und weitere, die man unterhalb der Isarhangkante nahe der Maria-Einsiedel-Straße sowie auf Sollner Flur, Höhe Weltistraße, fand. Frühmittelalterliche Gräber sind an der Plinganser-/Hoeckhstraße und im nördlichen Teil der Wolfratshauser Straße belegt. Hinzu kommen mittelalterliche und frühneuzeitliche Befunde in Warnberg sowie bei der Schwaige und beim Schloss Fürstenried.

Die Siedlungskerne Thalkirchen-Obersendling, Forstenried-Fürstenried und Solln, aus denen der Stadtbezirk 19 hervorging, entwickelten sich über die Jahrhunderte weitgehend unabhängig voneinander. Noch Anfang des 19. Jahrhunderts lagen zwischen ihnen weite unbebaute Flächen, Felder und Wälder.



Die Wälder südlich von München prägten die Entwicklung der Siedlungen und das Leben der Menschen. Auf der Karte von 1812 sind die Wälder von einem Netz aus schnurgeraden Schneisen – sogenannte Geräumte – durchzogen, die seit 1687 für die kurfürstlichen Jagden angelegt wurden. 1715 ließ Kurfürst Maximilian II. Emanuel weite Teile des Forstenrieder Parks als Wildpark umzäunen und Schloss Fürstenried errichten, wo er seine Jagdgesellschaften empfing. Das Jagdgeschloss war in ein landschaftsformendes Gesamtsystem aus doppelläufigen Lindenalleen mit Schloss Nymphenburg und mit der Münchner Residenz verbunden. Ausschnitt aus dem Topografischen Atlas des Königreichs Bayern von 1812.

Thalkirchen und Obersendling

Zu den ältesten Siedlungsgebieten im Stadtbezirk gehören das unterhalb beziehungsweise oberhalb des Isarhangs gelegene Thalkirchen und Obersendling. Die Ortsbezeichnung Sendling wird in einer Urkunde von 782 als „Sentilinga“ erstmals schriftlich erwähnt. Aus einem Siedlungskern entwickelten sich im Laufe der Jahrhunderte die Straßendörfer Unter-, Mitter- und Obersendling. Die „Kirche im Tal“, auf die der Ortsname Thalkirchen anspielt, entstand vermutlich im 9. Jahrhundert als Missionsstation des Klosters Schäftlarn. Die erste urkundliche Erwähnung Thalkirchens ist von 1268, als Otto von Baierbrunn seinen Besitz zu Obersendling und Thalkirchen verkaufte. Eine Übersicht des Erzbistums Freising von 1315 nennt Thalkirchen als Pfarrei mit den Filialkirchen Solln, Pullach, Unter- und Mittersendling, Neuhausen, Kemnaten und Schwabing.

Im 15. Jahrhundert schenkte Herzog Albrecht III. (1401 – 1460) der Pfarrei Thalkirchen ein in Silber gefasstes Kreuzpartikel. Diese Reliquie vom Kreuz Christi begründete die Wallfahrtstradition in Thalkirchen; erst im 17. Jahrhundert rückte Maria, die Muttergottes, nach der die Pfarrkirche benannt ist, in den Mittelpunkt der Wallfahrt. Im Wallfahrtsort Thalkirchen entstand die typische Infrastruktur mit Gasthäusern und Herbergen. Die Marienwallfahrt wurde vor allem von der Münchner Bevölkerung und von den Isarflößern gepflegt, die in Thalkirchen anlegten, um in der Kirche St. Maria Schutz für ihre gefährliche Arbeit auf dem Wasser zu erbitten.

Vom späten 13. Jahrhundert bis zur Säkularisation im Jahr 1803 gehörten die meisten Höfe und Güter in Thalkirchen und Obersendling dem Münchner Angerkloster, dem Abgaben in Form von Naturalien und Geld zu leisten waren.

1724 erwarb der Künstler Cosmas Damian Asam südlich von St. Maria Thalkirchen einen seit 1696 bestehenden Edelsitz, den er zum Atelierhaus umbaute: das Asam-Schlössl entstand. Asam ergänzte das Anwesen um eine Marienkapelle, deren Name „Maria Einsiedeln“ zur Ortsbezeichnung der näheren Umgebung wurde. 1818 erfolgte die Gemeindebildung Thalkirchens mit den Ortsteilen Obersendling und Maria Einsiedel.

Bis ins 19. Jahrhundert beschränkte sich die Bebauung des Thalkirchener Ortskerns weitgehend auf die Fraunbergstraße. An deren westlichem Ende führten zwei Wege – Hoeckhstraße und Schmiedberg – von der Isarniederung hinauf nach Obersendling, wo um 1820 erst sieben Häuser standen. Das wohl älteste erhaltene Haus Obersendlings ist die 1846 bis 1847 errichtete neugotische Villa in der Wolf- ratshäuser Straße 27.

Die 1890er Jahre brachten tiefgreifende Veränderungen für die Gemeinde Thalkirchen, die mit einer raschen Bebauung



Idyllischer Blick auf Thalkirchen: rechts vorne das Asam-Schlössl, im Hintergrund die Münchner Stadtsilhouette; Lithografie nach Heinrich Adam, gezeichnet von Gustav Kraus circa 1828.



Blick auf die Wolf- ratshäuser Straße in südliche Richtung um 1910. Wegen der Straßenerweiterung wurden die Häuser auf der westlichen Straßenseite – rechts im Bild – circa 1938 abgerissen, darunter auch der Gasthof zur Grafeneiche. Das gegenüberliegende Gebäude mit den charakteristischen Treppengiebeln hat in der Wolf- ratshäuser Straße 27 über- dauert.

und starkem Bevölkerungswachstum einhergingen und schließlich zur Ein- gemeindung nach München führten. So hatte sich die Einwohnerschaft von 750 im Jahr 1885 auf 1.416 Perso- nen im Jahr 1895 nahezu verdoppelt. Wesentliche Faktoren des Wandels waren die Entstehung der Isartalbahn (1891/1892), die Einrichtung der Zentral- lände (1899) und die Aktivitäten des Unternehmers Jakob Heilmann. Die- ser kaufte damals in Thalkirchen und Obersendling große Flächen auf, die er teils als Wohngebiete entwickelte, teils zur gezielten Industrieansied- lung nutzte, um Abnehmer für seine stromerzeugende Firma, die Isarwerke AG, zu generieren. Wegen der Zent- rallände und um steuernden Einfluss auf die Aktivitäten Jakob Heilmanns zu erhalten, strebte die Stadt München die Eingemeindung Thalkirchens an. Die Gemeindevertretung Thalkirchens stimmte der Eingliederung zu, weil sie

die mit dem Bevölkerungswachstum verbundenen Aufgaben, zum Beispiel die drängende Schulhausfrage und die Errichtung einer seit langem ersehnten Isarbrücke, nicht tragen konnte. Zum 1. Januar 1900 bildete Thalkirchen mit Obersending, Maria Einsiedel, Hinterbrühl und der Villenkolonie Prinz Ludwigshöhe den 24. Stadtbezirk der königlichen Haupt- und Residenzstadt München.

Nach der Eingemeindung Thalkirchens grenzte München an die selbstständige Gemeinde Solln. Für die Einziehung des Pflasterzolls – er wurde auf alle nach München eingeführten Lasten erhoben, um den Erhalt und Ausbau der städtischen Straßen zu finanzieren – ließ die Stadt im Jahr der Eingemeindung das von Hans Grässel geplante Zollhaus in der Wolfratshauser Straße 139 errichten.

Ein zentraler Bestandteil des Eingemeindungsvertrags war die von der Gemeinde Thalkirchen dringend gewünschte „Herstellung einer Holzbrücke über die Isar bei Thalkirchen“.

Das städtische Zollhaus in der Wolfratshauser Straße 139, hier in einer Aufnahme von 1904, markierte einst die Stadtgrenze. Heutzutage ist das kleine Haus in Privatbesitz. Die Darstellung eines Stadttores mit Münchner Kindl und die Jahreszahl 1900 zieren den Giebel über der Haustür des sorgfältig renovierten ehemaligen Amtsgebäudes.



1902 lehnte der Magistrat der Stadt München allerdings die Ausführung als Holzbrücke als nichtzeitgemäß ab und beschloss eine Brückenkonstruktion in Beton. Die Errichtung einer massiven Betonbrücke stieß jedoch sowohl bei der Bevölkerung Thalkirchens als auch beim Isartalverein – 1902 durch den Architekten Gabriel von Seidl „zur Erhaltung der landschaftlichen Schönheiten des Isartals“ gegründet – aus ästhetischen Gründen auf Ablehnung. Der Magistrat beugte sich – wohl auch aus finanziellen Überlegungen – dem Protest und widerrief den ursprünglichen Beschluss. Vier Jahre nach der Eingemeindung wurde die von Bauamtmann Wilhelm Bertsch geplante Holzbrücke eingeweiht. Seither sind die Stadtteile Thalkirchen und Harlaching miteinander verbunden.

Die Postkarte von circa 1908 zeigt die Thalkirchner Brücke, die 1904 fertiggestellt wurde.



Die Aufnahme zeigt den aus dem Amt scheidenden Oberbürgermeister Thomas Wimmer (1887–1964) am 3. Mai 1960 bei der Verabschiedungsfeier im Herkulesaal der Residenz.

Im frisch eingemeindeten Stadtteil Thalkirchen begann der politische Weg Thomas Wimmers, Münchner Bürgermeister ab August 1945, Oberbürgermeister von 1948 bis 1960: 1903 zog Wimmer zu seinem Cousin in die Münchner Straße 15. Acht Jahre später schloss sich der gelernte Schreiner der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) an, leitete ab 1917 die SPD-Sektion Thalkirchen, 1925 wurde er 1. Vorsitzender des Sozialdemokratischen Vereins München. In der Deutschen Eiche, beim Theaterspielen im Dramatischen Verein Thalkirchen, lernte Wimmer seine spätere Ehefrau Therese Kumminger kennen. Das Ehepaar wohnte bis 1926 in der Emil-Geis-Straße 24, anschließend in Harlaching. In der NS-Zeit war der Sozialdemokrat mehrmals inhaftiert. Nach dem Zweiten Weltkrieg bewährte sich Oberbürgermeister Wimmer beim Wiederaufbau Münchens. Mit der Aufräumaktion „Ramadama“, der Erfindung des Wiesen-Anstichs („O zapft is“) und als oberster Repräsentant der Stadt bei der 800-Jahfeier 1958 erlangte der „Wimmer Dammerl“ große Beliebtheit.

Isardorf Thalkirchen:

Flößer und städtische Zentrallände

Im 19. Jahrhundert transportierten Flößer vor allem Baustoffe wie Holz, Kalk, Gips und andere Güter aus dem Oberland nach München und von dort an weitere Zielorte. Wegen seiner Lage vor den gefährlichen, sich quer über die Isar erstreckenden Stromschnellen, den sogenannten Überfällen, machten viele Flößer in Thalkirchen Halt. Da eine befestigte Floßanlegestelle, eine sogenannte Lände, nicht vorhanden war, behelfen sich die Flößer mit einer Ausbuchtung unterhalb des Maria-Einsiedel-Mühlbachs, beim heutigen Werkkanal. Als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wegen des steigenden Baustoffbedarfs der wachsenden Stadt München die Anzahl der in Thalkirchen ungeregelt anländenden Flöße stark zunahm, wurde 1864 nördlich des Dorfkerns eine Lände eingerichtet und als dritte allgemeine Lände in den Burgfrieden der königlichen Haupt- und Residenzstadt aufgenommen, an der Staubstraße ein Gebäude für den Ländaufseher errichtet und Ländarbeiter eingestellt. 1892 musste diese Lände dem Bau der Isartalbahn weichen. Einige Jahre später sorgte die Stadt München, die die Abwicklung der Flöße aus der Innenstadt nach Süden verlagern wollte, für Ersatz. Zu diesem Zweck kaufte die Stadt in den 1890er Jahren Flächen in Maria Einsiedel, legte den Floßkanal an und eröffnete 1899 die neugeschaffene Zentrallände. Für diese setzte sich bald – nach der Schließung der innerstädtischen Länden – die schlichtere Bezeichnung Floßlände durch.

Die Isartalbahn brachte Erholungssuchende von München ins südliche Isartal. Der Halt Maria Einsiedel lag direkt beim Asam-Schlössl, dessen Gastwirtschaft vom steigenden Ausflugsverkehr profitierte. Die 1891 entstandene Grafik zeigt Arbeiter*innen bei Gleisarbeiten für die Isartalbahn in Maria Einsiedel.



Die Isartalbahn: Ausflugs- und Vorortverbindung

Einen erheblichen Entwicklungs- und Veränderungsschub für die Isartalgemeinden bewirkte die ab 1891 von der privaten Lokalbahn-Aktiengesellschaft (LAG) betriebene Isartalbahn. Diese verkehrte zunächst von Thalkirchen – der Bahnhof hatte die Adresse Maria-Einsiedel-Straße 3 – bis nach Wolfratshausen. Die Strecke zwischen Thalkirchen und dem Münchner Isartalbahnhof (Schäftlarnstraße 9), wo eine Trambahnverbindung zur Innenstadt bestand, ging 1892 in Betrieb. Die Isartalbahn verbesserte die Erreichbarkeit der Ausflugsorte im Isartal; davon profitierten vor allem Gastronomiebetriebe, etwa beim Asam-Schlössl oder am Hinterbrühlsee. Auch das Heilbad Thalkirchen und die 1893 gegründete Kuranstalt Obersendling waren mit der Isartalbahn sehr gut erreichbar. Darüber hinaus machte die Isartalbahn die stadtnahen Gemeinden Thalkirchen und Solln als Wohnorte attraktiv und begünstigte die Entstehung und den Ausbau von Villenkolonien.

Die Isartalbahn transportierte nicht nur Personen, sondern auch Güter und trat in Konkurrenz zu den Isarflößern. Immer häufiger gelangten land- und bauwirtschaftliche Produkte über die Schiene in die Stadt. Neben der Isartalbahn spielte auch die seit 1854 bestehende Staatsbahn München-Holzkirchen, mit Haltepunkten in Mittersendling, Solln (Station 1896 eröffnet) und Großhesselohe, eine wichtige Rolle im Personen- und Güterverkehr. Vor allem Holz wurde zunächst weiterhin auch auf Flößen angeliefert. Eine Gleisabzweigung verband seit 1909 den Abladeplatz an der Zentrallände mit dem Isartalbahnhof Maria Einsiedel.



Dank des 1893 eröffneten Isartalbahnhofs Prinz Ludwigshöhe waren die Villenkolonien in Thalkirchen und Solln mit den Ausflugsorten des südlichen Isartals und mit der Stadt München verbunden. Laut einer Werbebroschüre betrug die reine Fahrzeit mit Isartalbahn und Tram von der Station Prinz Ludwigshöhe über den Isartalbahnhof an der Schäftlarnstraße zum Marienplatz nur 26 Minuten. Zu den regelmäßigen Nutzern der Verbindung gehörte der Münchner Oberbürgermeister Wilhelm von Borscht, der seit 1899 in Bahnhofsnähe wohnte. Foto der Bahnstation Prinz Ludwigshöhe von 1905: Rechts neben dem Bahnhofsgelände erkennt man die Waldrestauration Prinz Ludwigshöhe, die dem Ortsteil seinen Namen gab.

1938, ein Jahr vor Beginn des Zweiten Weltkriegs, ließ das NS-Regime die Isartalbahn verstaatlichen. Unter der Regie der Reichsbahn wurden bald auch kriegsrelevante Produkte befördert: Beispielsweise gelangte Munition von der Munitionsfabrik Wolfratshausen über die Gleise der Isartalbahn in Münchner Wehrmachtsdepots. Die Bahnstrecke wurde im Zweiten Weltkrieg bombardiert. Nach dem Krieg wurde ein Großteil des Personenverkehrs vom Isartalbahnhof Großhesselohe über eine seit den 1930er Jahren bestehende Verbindungstrasse über Solln direkt zum Hauptbahnhof geleitet, wodurch der Streckenabschnitt zwischen Großhesselohe und dem Münchner Isartalbahnhof an Bedeutung verlor. 1964 stellte die Bundesbahn den Personenverkehr, dreißig Jahre später den Güterverkehr auf der Isartalbahn endgültig ein. Im Stadtbezirk sind Teile des Isartalbahn-Betriebswerks erhalten; die einstige Trassenführung lässt sich entlang von Schäftlarnstraße, Maria-Einsiedel-Straße und dem Isartalbahnweg gut nachvollziehen.

Jakob Heilmann: Prägende Unternehmerpersönlichkeit im Münchner Süden

Jakob Heilmann prägte mit seinen Aktivitäten, Firmengründungen und -beteiligungen die Münchner Stadtentwicklung und besonders den Münchner Süden nachhaltig. Nachdem er 1865 die Baumeisterprüfung in München abgelegt hatte, arbeitete Heilmann zunächst als angestellter, später als selbstständiger Ingenieur für die Eisenbahn. Mit seiner 1871 gegründete Firma „J. Heilmann. Architektur- und Baugeschäft“ baute er unter anderem die Bahnstrecke Landshut-Regensburg. 1877 ließ er sich mit seiner Familie in München nieder. Nach dem frühen Tod seiner ersten Frau Ida, geborene Rosipal, heiratete Heilmann 1880 Josefine Hierl, Tochter der

wohlhabenden Eigentümer des Zengerbräus. Mit seiner Schwiegermutter Wally Hierl wandelte er den Zengerbräu in die Aktiengesellschaft Bürgerliches Brauhaus um und ließ sich in den Aufsichtsrat wählen. Sein durch die Heirat gemehrtes Vermögen gestattete Heilmann umfassende unternehmerische Tätigkeiten. Sowohl unter seinem eigenen Namen als auch mittels der 1897 gegründeten Heilmann'schen Immobiliengesellschaft kaufte Heilmann seit den späten 1880er Jahren große zusammenhängende Grundstücke in München, am Stadtrand und an der Isar. Diese entwickelte er in erster Linie als neue Wohnviertel und gehobene Villensiedlungen sowie für die Ansiedlung von Industrie, indem er Parzellen und Verkehrswege projektierte. So entstanden beispielsweise die Villenkolonien Prinz Ludwigshöhe und Solln, die Gartenstadt Holzapfelkreuth und die



Der vielseitige und wohlhabende Unternehmer Jakob Heilmann (1846–1927) trug seit 1912 den Ehrentitel Geheimer Kommerzienrat. 1921 ließ er sich von Franz von Stuck (1863–1928) in Öl porträtieren; das Original gilt als verschollen. Die Abbildung zeigt den Ausschnitt aus dem Halbfigurenporträt, den Heilmann für seine 1921 erschienene Autobiografie wählte, in der der 75-Jährige auf ein erfolgreiches Leben zurückblickt. Der berühmte Maler und der angesehene Unternehmer waren privat miteinander verbunden: Heilmanns Sohn Albert war seit 1917 mit Stucks Tochter Mary verheiratet. Von 1921 bis 1928 bewohnte das Paar ein – heute nicht mehr vorhandenes – herrschaftliches Anwesen in der Heilmannstraße 23, Prinz Ludwigshöhe.

elegante Villensiedlung Bogenhausen sowie die Industriegebiete Obersendling und Höllriegelskreuth. 1892 trat der Architekt Max Littmann – seit 1891 verheiratet mit Heilmanns Tochter Ida – in Heilmanns Bauunternehmen ein. Unter der Regie von Heilmann & Littmann entstanden prägende Münchner Einzelgebäude, wie zum Beispiel das Hofbräuhaus (1896), das Prinzregententheater (1900), die Anatomische Anstalt (1905–1907) sowie zahlreiche bürgerliche Mietshäuser und herrschaftliche Villen. Zudem errichteten Heilmann & Littmann aufwendige technische Konstruktionen, darunter zwei Wasserkraftwerke für die auf Betreiben Heilmanns 1894 gegründete Isarwerke GmbH sowie etliche Fabrikgebäude.

Villenkolonie Prinz Ludwigshöhe

In seinen Lebenserinnerungen schwärmt Heilmann von den südlich der Stadt gelegenen Waldhöhen am Isarhang, die „Luft und Sonne“ und gute Verkehrsanbindung böten und sich daher besonders gut als Landhaussiedlung für die wohlhabende Bevölkerung Münchens eigneten. Der Unternehmer erwarb 1894 ein großes Areal im südlichen Thalkirchen für die Villenkolonie, die er nach dem bereits vorhandenen Gasthaus Prinz Ludwigshöhe nannte. Heilmanns Wertschätzung der neuen Siedlung drückt sich in den Straßennamen aus: Der längsten und vornehmsten Straße gab er seinen Familiennamen – Heilmannstraße –, den übrigen die Vornamen von Familienmitgliedern. So sind beispielsweise die Ida-, Frieda-, Josephinen- und Paulastraße nach Heilmanns Töchtern, die ehemalige Otto- und Albertstraße nach seinen Söhnen benannt. Mehrere Familienmitglieder Heilmanns ließen sich später in der Villensiedlung nieder. Den Anfang machte Jakob Heilmann selbst, der sich ein – nicht mehr



Zu den prominentesten Bewohnern der Prinz Ludwigshöhe gehörte Wilhelm von Borscht, Münchens 2. Bürgermeister von 1888 bis 1893, 1. Bürgermeister von 1893 bis 1919 – seit 1907 unter der neuen Amtsbezeichnung Oberbürgermeister. Münchens Stadtoberhaupt kaufte das Grundstück in der Heilmannstraße 33 drei Jahre vor der Eingemeindung Thalkirchens. Amtliches Porträtfoto von 1896

bestehendes – Landhaus in der Ottostraße 9 (heute Pössbacherstraße 21) baute. Als ersten „Ansiedler“ gewann Heilmann den Wissenschaftler und erfolgreichen Unternehmer Carl von Linde (1842–1934): Der wohlhabende Gründer und Besitzer der „Gesellschaft für Linde's Eismaschinen AG“ – ab 1900 ansässig im Industriegebiet der Isarwerke GmbH in Höllriegelskreuth – erwarb 1896 vier nebeneinanderliegende Grundstücke in der Heilmannstraße. Durch den Architekten Franz Kreuter ließ von Linde vier Häuser errichten, wovon er eines mit seiner Frau bewohnte.

1897 kaufte Münchens 1. Bürgermeister Wilhelm von Borscht (1857–1943) das Grundstück Heilmannstraße 33. Dort ließ er eine Villa errichten und auf dem angrenzenden Hanggrundstück einen prächtigen Garten anlegen.

Die Kunsthistorikerin Dorle Gribl hat die wichtigsten Häuser der Villenkolonie und deren Bewohner*innen ausführlich porträtiert (*siehe Literaturverzeichnis*).

Die Villa Borscht in der Heilmannstraße 33 entstand nach Plänen des Architekten Max Littmann. Zur Villa gehörte ein großzügiger, bis zur Isar reichender Garten. Foto circa 1910



Obersendling: Ein Elektrizitätsanbieter konzipiert ein Industriegebiet

Neben diversen Bauprojekten befasste sich Jakob Heilmann mit der Frage der Ausnutzung der Isar-Wasserkraft zur Gewinnung von Elektrizität. Er kaufte zu beiden Seiten der Isar zwischen Mittersendling und Baierbrunn rund 200 Hektar Grund und begann – mit der finanziellen Unterstützung durch den Bankier Wilhelm Finck (1848–1924) – ab 1889 mit der Errichtung eines Kraftwerks bei Höllriegelskreuth. Der Wasserkraftpionier Oskar von Miller (1855–1934) begleitete das Projekt, konstruierte die maschinelle und elektrische Ausstattung und überzeugte die Investoren von der Ausführung der Anlage für Drehstrom. Am 31. Oktober 1894 gründeten Heilmann und Finck die Isarwerke GmbH, die das Elektrizitätswerk Höllriegelskreuth im November 1894 mit zunächst 1000 PS Leistung in Betrieb nahm. 1902 eröffneten die Isarwerke ein zweites Kraftwerk in Pullach. Der Verwaltungssitz der Isarwerke – seit 1896 führten Heilmann, Finck und der Bankier Johannes Kaempf (1842–1918) das Unternehmen – lag in der Alfred-Schmid-Straße 2 und 4 in Thalkirchen.

Nachdem sich der Magistrat der Stadt München 1893 gegen eine Beteiligung am Kraftwerk und gegen die Abnahme von Strom entschieden hatte, begannen die Isarwerke mit der Belieferung der Münchner Vororte: 1897 waren bereits Thalkirchen, Obersendling, Prinz Ludwigshöhe, Pullach, Solln, Forstenried, Fürstenried, Neufriedenheim, Laim, Baierbrunn, Großhadern, Planegg und die Stadt Pasing an das expandierende Netz des Elektrizitätsanbieters angeschlossen.



Die Gemeinde Thalkirchen bezog bereits seit 1893 elektrischen Strom – zunächst von der Gleichstromanlage, die Heilmann versuchsweise in Maria Einsiedel hatte einrichten lassen, bald jedoch von der modernen Wasserkraftanlage Höllriegelskreuth. Auf der Aufnahme von 1898 sind die Strommasten an der Straße am Schmiedberg deutlich erkennbar.

Industrie-Gelände der Isarwerke am Sendlinger Oberfeld.



Auf der Karte von 1907 sind die Flächen der Isarwerke GmbH in Obersendling mit den Industriegleisen gelb markiert. Die Fabriken siedelten sich entlang der Industriegleise an, die in drei Gleissträngen zum Bahnhof Mittersendling führten. Über die Gleise gelangten Rohstoffe vom Bahnhof zur jeweiligen Fabrik; die in den Fabriken produzierten Waren wurden von dort zum Bahnhof transportiert. 1907 beförderten die Isarwerke rund 12.230 Waggons über die Industriegleise, die damals eine Länge von fünf Kilometern hatten.

Um die produzierte Elektrizität abzusetzen, schufen sich die Isarwerke einen eigenen Abnehmerkreis. Das Unternehmen erwarb in Obersendling rund 100 Hektar Grund und erschloss ab 1894/1895 die bis dahin unbebauten ländlichen Flächen als Industriegebiet: Parzellen wurden abgesteckt und Straßen, Wasser- und Stromleitungen sowie Transformatoren und Umspannwerke gebaut. Gleise, die das Gelände zwischen Zielstattstraße, Boschetsrieder Straße und Kistlerhofstraße in drei Strängen mit dem Bahnhof Mittersendling verbanden, bildeten das Gerüst des neukonzipierten Fabrikviertels. Die Werbestrategie der Isarwerke zielte darauf, Fabrikbesitzer von der Wirtschaftlichkeit der Standortverlegung aus der Stadt heraus nach Obersendling zu überzeugen. Die bereitgestellten Industriegleise, der sauber erzeugte Strom und die Expansionsmöglichkeiten wurden

ebenso angepriesen wie die gute Erreichbarkeit über die Staatsbahn. Als erste Fabrikanlagen entstanden 1895 die Wattefabrik Kufner & Sohn, die Seifenfabrik von L. Drey und die Lampenfabrik Albert Frank. Bis 1908 war die Zahl der Unternehmen bereits auf 34 angewachsen. Darunter waren acht Metallbearbeitungs-, fünf Holzbearbeitungs-, vier Stein- und Zement- sowie jeweils zwei Asphalt- und Motorfabriken.

Die 130-jährige Geschichte des Industriegebiets Obersendling ist bislang erst lückenhaft erforscht und wird im Folgenden kursorisch zusammengefasst: Die noch vor der Eingemeindung erfolgte Ansiedlung von Industrie auf dem Obersendlinger Oberfeld war von der Stadt München nicht gewollt und wurde von der Stadtverwaltung noch Ende der 1920er Jahre als städtebaulicher Fehler angeprangert.



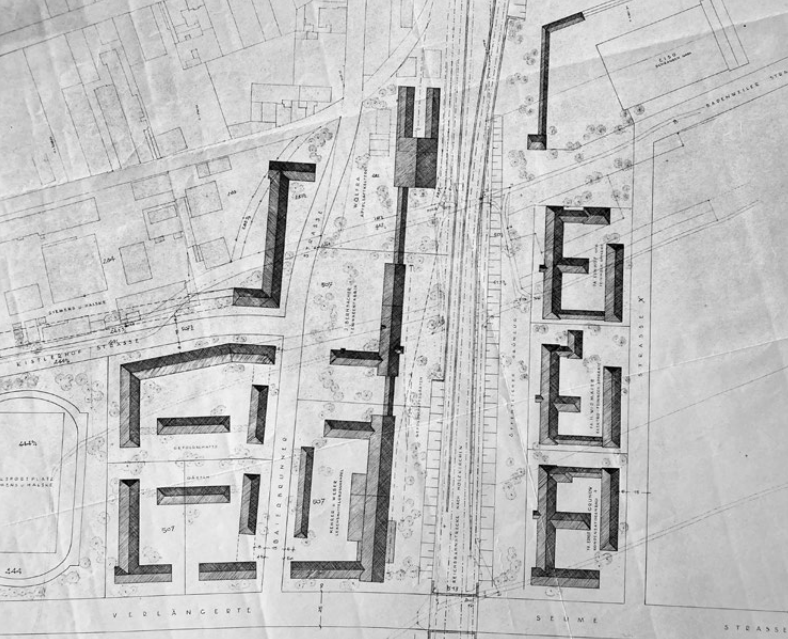
Ein bis heute erhaltenes Relikt aus den Anfängen des Industriegebiets Obersendling ist die sogenannte Zeppelinhalle an der Hofmannstraße/Gmundner Straße. Diese entstand 1899 bis 1900 für das Eisenwerk München. Die Postkarte um 1900 zeigt die ehemalige Fabrikanten-Villa und zwei Fabrikhallen. Seit der Auflösung des Unternehmens im Jahr 1908 ist die Zeppelinhalle in städtischem Besitz.

Sehr viel lieber als Fabrikbauten und Arbeiterquartiere hätte man im Süden der Stadt ein attraktives Wohngebiet gesehen. Die von der Isarwerken geschaffene Infrastruktur und historische Entwicklungen führten dazu, dass sich das Industriequartier langfristig etablierte und wuchs. Die angespannte wirtschaftliche Lage nach dem Ersten Weltkrieg bewog die Stadt zu einer unternehmerfreundlichen Industriepolitik – Genehmigungen zur Erweiterung bestehender Betriebe und die Ansiedlung neuer Unternehmen wurden trotz bestehender Vorbehalte erteilt. In der NS-Zeit wurden jüdische Unternehmer*innen enteignet; daran erinnert stellvertretend die Station Maschinenfabrik A. Michaelis. Die vom

NS-Regime ab den 1930er Jahren betriebene Aufrüstung führte zum Ausbau und zur gezielten Ansiedlung kriegswichtiger Betriebe. Im Auftrag des Reichsluftfahrtministeriums entstanden ab 1941 drei Rüstungsfabriken südlich der damaligen Badenweiler Straße (seit 1947 Rupert-Mayer-Straße). Für den Bau des dritten beziehungsweise südlichsten Fabrikgebäudes der Firma Ernst Grunow Kondensatorenbau stellte das Reichsluftfahrtministerium eine Arbeitskolonne von 40 Häftlingen – vornehmlich polnischen, österreichischen und deutschen Handwerkern – aus dem Konzentrationslager (KZ) Dachau. Die ersten kamen am 16. März 1942, um Unterkunftsbaracken für sich und das Wachpersonal westlich der Baustelle zu errichten. Ihr Lager war von Stacheldraht und zwei Wachtürmen umgeben; die Wachmannschaft bestand aus elf deutschen SS-Angehörigen und einem Kommandoführer, der die Häftlinge ohrfeigte und bei geringen Vergehen hart bestrafte. Ein Pole wurde wegen Sabotage erhängt; ein Fluchtversuch wurde mit Bunkerarrest im KZ Dachau bestraft. Das Lager wurde am 1. Dezember 1944 aufgelöst und die Häftlinge in das Stammlager nach Dachau zurücküberführt.



Die Arbeitersiedlung an der Zielstattstraße/Nelkenweg entwarf Theodor Fischer 1918 für den „Verein für Verbesserung der Wohnungsverhältnisse in München e.V.“. Sie wurde in späteren Jahren bis zur Boschetsrieder Straße erweitert. Ansicht aus den 1920er Jahren



In der NS-Zeit war westlich und östlich der Staatsbahn das Industriegelände Sendling Süd geplant. Im hier abgebildeten Plan des „Generalbaurats der Hauptstadt der Bewegung“ vom 30. Mai 1942 sollten westlich der Bahn Fabriken für verschiedene Lebensmittelfirmen entstehen. Abgesehen vom Safthersteller Wolfra, der aus eigenem Antrieb bereits seit 1937 in der Baierbrunner Straße 35 ansässig war, wurden die Planung westlich der Bahn nicht realisiert. Lediglich der östliche Teil der Anlage kam zur Ausführung: Ab 1941 wurden drei nahezu baugleiche Fabriken für die Firmen Linhof (im Plan oben), Widmaier (Mitte) und Grunow (unten) errichtet. An der Stelle des Fabrikgebäudes der Firma Grunow entstand 2014 das Wohnhaus Koppstraße 22–34 der Wohnsiedlung Südseite; an der ehemaligen Adresse von Widmaier entstand von 2022 bis 2024 das SOuth HOrizon, Koppstraße 12–18. Der renommierte Kamerahersteller Linhof ist weiterhin in der Rupert-Mayer-Straße 45 ansässig.

Zahlreiche Rüstungsunternehmen setzten während des Zweiten Weltkriegs Zwangsarbeiter*innen ein. An die größten derartigen Lager im Stadtbezirk erinnert eine Station in der Zielstattstraße. Als Rüstungsstandort war Obersendling Ziel alliierter Bombenabwürfe. Kriegsgefangene mussten ab 1941 den Hochbunker an der Steinerstraße errichten (Abriss 2010); ein weiterer Hochbunker entstand an der Hofmannstraße/Boschetsrieder Straße, heute Albert-Bayerle-Platz.



Eine Adresse mit wechselhafter Geschichte: An der Hofmannstraße 51 entstand 1909 das Hauptwerk der Isaria-Zählerwerke AG, das die Siemens-Schuckert-Werke 1927 übernahmen. Im östlichen Gebäudeteil produzierte die von Siemens & Halske mitgegründete Vereinigten Bayerischen Telephonwerke AG ab 1928 Tisch- und Wandtelefone sowie Fernsprechanlagen zunächst für die Reichspost, in der NS-Zeit Feldtelefone für die Wehrmacht. Nach dem Zweiten Weltkrieg verlegte Siemens & Halske den Firmenstandort von Berlin nach München, siedelte die Hauptproduktion in Obersendling an. Ausgehend von der Hofmannstraße 51 expandierte das Unternehmen, dominierte bald weite Flächen des Stadtteils und wurde zu einem der größten Arbeitgeber und Steuerzahler in München. Die Grafik von 1920 zeigt das Hauptwerk der Isaria-Zählerwerke mit dem nördlich verlaufenden Industriegleis um 1920.

Vom linken Bildrand bis in die untere Bildmitte verläuft schräg die Boschetsrieder Straße, parallel zu dieser das Industriestammgleis 2 mit Waggons. Aufnahme aus den 1980er Jahren



Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Industriestandort Obersendling wieder aufgebaut und expandierte zu einem Ort des „Wirtschaftswunders“ in München. So verlegte die Firma Siemens, die bereits seit den 1920er Jahren an der Hofmannstraße ansässig war, ihre Hauptproduktion nach Obersendling. Bei Siemens und in den weiteren Industriebetrieben waren zahlreiche sogenannte Gastarbeiter*innen beschäftigt. Mit dem wirtschaftlichen Abschwung, kam es ab den 1990er Jahren zur Schließung von Unternehmen, die Obersendling über Jahrzehnte geprägt hatten: Damals gingen die seit 1911 ansässige Firma Friedrich Deckel



und die Perutz Photowerke – in Obersendling seit 1914 – in Konkurs. 2008 zog sich Siemens aus Obersendling zurück. Dies führte zu grundlegenden Veränderungen des Stadtteils, der sich seither zunehmend zum Wohn- und Dienstleistungsviertel entwickelt. Das Grundstück der Motorenfabrik München-Sendling, deren Standort von 1907 bis 1964 in der Gmunder Straße 14–16 lag, wurde nach der Schließung als Parkplatz genutzt; auf dem Areal entstanden ab 2020 in drei Baukörpern die von Hierl Architekten geplanten Gmunder Höfe mit 525 Wohnungen. Eine der bedeutendsten Stadtentwicklungsmaßnahmen im Stadtteil ist der Um- und Ausbau des Ratzinger Platzes zum neuen Quartierszentrum und Verkehrsknotenpunkt.

1938 ging die Zuständigkeit für die Obersendlinger Industriegleise an die Reichsbahn. Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Deutsche Bundesbahn zuständig. Ab 1963 wurden die Gleise punktuell zurückgebaut, in Teilen aber noch bis 2008 genutzt und schließlich stillgelegt. Beim Zugang zum U-Bahnhof Machtlfinger Straße ist ein kleiner Rest des Industriestammgleises 2 erhalten, das ansässige Betriebe – wie zum Beispiel das Betonwerk Katzenberger – mit dem Bahnhof Mittersendling verband. Auf der gegenüberliegenden Seite der Machtlfinger Straße wurde der ehemalige Trassenverlauf von Stammgleis 2 in einen Fuß- und Radweg umgewandelt. Foto 2023

Forstenried und Fürstenried

Der Ortsname Forstenried findet sich ab Mitte des 12. Jahrhunderts als „Uorstersriet“, „Forstarrieth“ und „Vorstetrieth“ in Urkunden des Klosters Polling, dem das Landgut mit Bartholomäus-Kapelle gehörte. Der Name leitet sich ab von Förster und der Endung -riet(d), welche Rodung bedeutet. Aus der „Rodung von oder bei den Förstern“ entwickelte sich das Straßendorf Forstenried. Ein gegen Ende des 14. Jahrhunderts nach Forstenried gelangtes großes romantisches Kruzifix machte Forstenried mit der eigens errichteten Heilig-Kreuz-Kirche zum bekannten Wallfahrtsort. 1726 zählte das Bauerndorf vier ganze Höfe mit je 80 Tagwerk, vier halbe Höfe mit je 40 Tagwerk, vier Viertelhöfe, jeweils zehn Achtel- und Sechzehntelhöfe mit insgesamt 160 Ansässigen.

Nordwestlich von Forstenried entwickelte sich eine Siedlung, die 1194 erstmals als „Parschalchesriet“ – von P(B)arschalk, der Bezeichnung für einen halbfreien Bauern, und -ried für Rodung – urkundlich erwähnt wird. Bis 1498 gehörte sie dem Stift Rottenbuch, anschließend Herzog Albrecht IV. 1593 schenkte Herzog Wilhelm V. seinem Kanzler Johann Hörwarth die Schwaige, die inzwischen Poschetsried hieß. Kurfürst Maximilian I. erhob Poschetsried mit Forstenried 1602 zur Hofmark. Anfang des 18. Jahrhunderts ließ Graf Ferdinand Hörwarth die alten Gebäude der Schwaige Poschetsried abreißen und ein Herrenhaus errichten, das er bewohnte und dessen Felder er bewirtschaftete. 1715 musste Hörwarth Poschetsried Kurfürst Max Emanuel überlassen, der sich ein Jagdschloss erbauen ließ: Aus Poschetsried wurde Fürstenried.



1818 entstand die Gemeinde Forstenried mit den Ortsteilen Fürstenried, Maxhof, Unter- und Oberdill; letzterer wurde Mitte des 19. Jahrhunderts der Gemeinde Percha zugeordnet. Seit 1907 war die Siedlung Kreuzhof, die sich auf Forstenrieder Flur entwickelt hatte, ein Ortsteil Forstenrieds.

Hofmark Poschetsried und Forstenried, Stich von Michael Wening (1645–1718)

Um Erweiterungskapazitäten für den Waldfriedhof und potenzielles Siedlungsland zu erlangen, erwarb die Stadt München 1911 das Schlossgut Fürstenried mit 166 Hektar Acker und



Die Fliegeraufnahme von 1930 zeigt das Straßendorf Forstenried beidseits der Forstenrieder Allee in Richtung Norden. Damals ist der Ort, der heute inmitten von Großsiedlungen und nahe der Autobahn A 95 liegt, noch von Wäldern und Feldern umgeben. Am nördlichen Ende des Dorfes zweigt eine von Bäumen gesäumte Straße in nordwestliche Richtung ab: Es ist der alte Verbindungsweg nach Schloss Fürstenried. Im nordwestlichen Zwickel zwischen der Abzweigung nach Fürstenried und der Forstenrieder Allee befand sich Forstenrieds größter Industriebetrieb, das Säge- und Hobelwerk Seb. Lutz & Söhne.

Wiese und 119 Hektar Wald von Baron Beck-Peccoz. 1912 wurde Forstenried mit den zugehörigen Ortsteilen und rund 800 Einwohner*innen nach München eingemeindet. Das Ökonomiegut Fürstenried blieb bis 1920 verpachtet; anschließend führte es die Stadt in Eigenregie und baute es zum Mustergut aus. Es wurden Bohnen, Kartoffeln und Getreide angepflanzt und Tiere gehalten: Zu Beginn der 1930er Jahre waren es neun Pferde, acht Zugochsen, 57 Milchkühe und 40 Mastschweine. Die Belegschaft des Guts, Arbeiter und Bauern aus der Umgebung, trafen sich in der zum Gut gehörenden Gastwirtschaft Zur Schwaige.

Auf Flächen des städtischen Gutshofs entstand Mitte der 1930er Jahre nördlich der Neurieder Straße ein Schweinemastbetrieb für das NS-Ernährungshilfswerk. Verfüttert wurden Küchenabfälle und Lebensmittelreste, die in der Stadt unter der propagandistischen Losung „Kampf dem Verderb“ gesammelt wurden. Die Schweinehaltung, die die benachbarte Siedlung Maxhof mit üblen Gerüchen belastete, wurde nach dem Zweiten Weltkrieg aufgegeben. In den ehemaligen Stallungen kam 1945 bis 1948 ein Möbelbergungslager unter; hier wurde in der NS-Zeit beschlagnahmtes Mobiliar an Ausgebombte und Flüchtlinge verteilt. Einen Teil der Stallungen bezog zeitweise die Schallplattenfabrik Special-Record GmbH, die Schallplatten der Marke Tempo produzierte.



Ein Teil des an der östlichen Maxhofstraße gelegenen Guts Maxhof wurde bereits um die Jahrhundertwende als Gastwirtschaft genutzt. Die Bildpostkarte des Aquarells von Heinrich Johnschner ist von circa 1895/1900.

Die Forstenrieder Ortsteile Maxhof, Unterdill und Kreuzhof

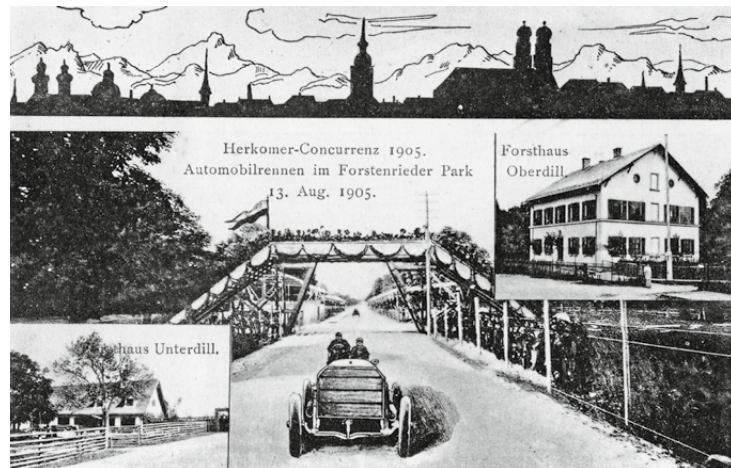
Die Ortsteile Maxhof, Ober- und Unterdill gehen zurück auf die Nutzung des Forstenrieder Parks als kurfürstliches Jagdgebiet. So entstand die Siedlung Maxhof auf Flächen, die ursprünglich zum Fasanenhaus gehörten, das Kurfürst Max Emanuel südlich seines Jagd Schlosses errichten ließ. 1797 kaufte Förster Maximilian Jägerhuber das Areal, ließ das Fasanenhaus abreißen und ein Anwesen mit mehreren Gebäuden und einem Garten errichten. Der so entstandene Hof mit zugehörigen Grundstücken erhielt – in Anlehnung an Jägerhubers Vornamen – den Namen Maxhof. Die Einöde Maxhof erlebte im 19. Jahrhundert als Spekulationsobjekt zahlreiche Besitzerwechsel. 1912 wurde Maxhof als Ortsteil Forstenrieds nach München eingemeindet.

Vier Jahre später kaufte die „Terraingenossenschaft München, Gartenstadt Forstenried eGmbH“ das Areal zwischen Buchendorfer Straße, Neurieder/Steinkirchner Straße, Stockdorfer Straße, Königswieser Straße, Vinzenz-Schöpfer-Straße und Waldrand. Noch bevor es einen behördlich genehmigten Bebauungsplan gab, wurden Grundstücke verkauft und einfache Garten- und Wochenendhäuser – wenig später auch gemauerte Häuser – mit Selbstversorgergärten für Gemüseanbau und Kleintierhaltung errichtet. Anfang der 1930er Jahre zählte die Siedlung circa 25 in Eigenleistung errichtete einfache Häuser; 1936 waren es circa 70 massive Ein- und Mehrfamilienhäuser sowie zahlreiche Wochenendhäuser, von denen ein Teil nur im Sommer bewohnt wurde. Die Siedler, von denen viele keine feste Arbeitsstelle hatten, lebten in einfachen Verhältnissen. Eine Verbindung nach Holzapfelkreuth/Waldfriedhof, der nächstgelegenen Straßenbahnhaltestelle, bestand ab 1924 über ein privates Busunternehmen und wurde 1930 von den Städtischen Verkehrsbetrieben übernommen. Der Bus brachte werktags die Maxhofler in die Stadt und an ihre Arbeitsplätze, an den Wochenenden die Ausflügler in die Siedlung und in die Gaststätte Maxhof.

Diese war in der NS-Zeit ein Treffpunkt von Nationalsozialisten aus der Umgebung. Wirt Johann Degenfelder – NSDAP-Mitglied seit 1932 – hatte sich nach dem Zweiten Weltkrieg vor der Spruchkammer wegen eines Gewaltexzesses in seiner Gaststätte zu verantworten, weil SA-Männer in einem Nebenraum und im Gebäude der Kegelbahn im März 1934 eine Gruppe von Sozialdemokraten und Kommunisten brutal zusammengeschlagen hatten. Trotz belastender Aussagen wurde Degenfelder von der Spruchkammer als sogenannter Mitläufer eingestuft und lediglich zu einem Sühnebetrag von 500 Mark verurteilt.

In der Nachkriegszeit wuchs die Siedlung Maxhof vor allem infolge der Ansiedlung von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen. Auch der Wirtsgarten der Gaststätte Maxhof wurde größtenteils bebaut.

Die Bezeichnungen Ober- und Unterdill leiten sich her von „Dill“/„Tüll“, was Zaun bedeutet und sich auf den Zaun bezog, der einen Teil des kurfürstlichen Forstenrieder Parks abriegelte. Aufgabe des Dillwärters war es, das Zaungatter an der durch den Forstenrieder Park führenden Straße nach Starnberg für Durchfahrende zu öffnen und zu schließen. Ein Dillwärterhaus bestand am südlichen Zugang zum Park in Oberdill – Mitte des 19. Jahrhunderts nach Percha umgemeindet – und am nördlichen Zugang in Unterdill. Das dortige Dillwärterhaus wurde um 1720 erbaut, 1834 kam das Försterhaus hinzu. Um 1850 zählte der Weiler Unterdill vier Häuser. Die Straße durch den Forstenrieder Park wurde mit dem Aufkommen des Automobils immer beliebter: Einen Vorgeschmack auf diese Entwicklung gab die sogenannte Herkomer-Konkurrenz, eine Langstrecken Automobiltour mit mehreren Etappen, die 1905 und 1906 von Oberdill in den Forstenrieder Park geführt wurde, um in Unterdill vor Zuschauertribünen zu enden. 1910 galt die Landstraße zwischen München und Starnberg mit dem Streckenabschnitt Unter- und Oberdill als eine von zwei am meisten frequentierten Landstraßen Bayerns. Sie wurde 1936 als sogenannte Olympiastraße, die München mit Garmisch-Partenkirchen, dem Austragungsort der Olympischen Winterspiele von 1936, verband, erweitert und 1964 bis 1967 durch die Autobahn A 95 ergänzt.



1925/1926 errichtete der Verein Hubertus für Jagd- und Sportschießen e.V., gegründet 1924, die Schießstätte mit Gasthaus und Biergarten in der Forstenrieder Allee 327. In der NS-Zeit nutzte der einflussreiche, korrupte und brutale NSDAP-Multifunktionär und jagdbegeisterte Pferdenarr Christian Weber (1883–1945) die Schießstätte und lebte seine Jagdleidenschaft im Forstenrieder Park aus. Wegen der alliierten Luftangriffe auf München übernahm 1942 ein Sprengkommando, zuständig für Bergungs- und Sicherungsmaßnahmen nach Bombentreffern, das Vereinsheim Hubertus als Dienstsitz. Im November 1943 entstanden dort Bunkeranlagen.

Die nach dem deutsch-britischen Maler und Auto-liebhaber Hubert von Herkomer (1849–1914) benannte Tourenwagen-Ralley führte 1905 und 1906 durch den Forstenrieder Park. Die Postkarte von 1905 zeigt in der Bildmitte die vom Publikum bejubelte Zieleinfahrt der Herkomer-Konkurrenz in Unterdill.



Gruß aus München · Siedlung Kreuzhof



Würmsee-Platz



Hatzfelderweg



Würmsee-Straße

Siedlung Kreuzhof:
Sammelansicht
von 1932 mit Kiosk,
Würmsee Platz und
Siedlerhäusern an
der Würmsee Straße
und am Hatzfelder-
weg

In den 1960er Jahren entwickelte sich aus einer Waldarbeitersiedlung allmählich der Stadtteil Unterdill.

Nördlich des Dorfes Forstenried errichtete der damalige Besitzer der Forstenrieder Gastwirtschaft Alter Wirt 1892 das Gasthaus Zum Kreuzhof. Der Name bezog sich auf die Lage an der Kreuzung der Fürstenrieder Straße mit der ehemaligen Forstenrieder Straße (Olympiastraße)/Boschetsrieder Straße. Zum Gasthof gehörten weitere Gebäude, darunter ein Wohnhaus sowie ein umzäuntes Sonnenbad. 1904 ließ der neue Besitzer südlich der Anlage Flächen

parzellieren und verpachtete die Grundstücke, auf denen bald Gärten und kleine Häuser entstanden. Bis 1920 kaufte die Genossenschaft „Kleinhaus-Siedlung Eigenheim Kreuzhof“ sämtliche Grundstücke, erwirkte den Anschluss der Kolonie an die städtische Wasserversorgung und ersetzte sukzessive die Gartenhäuser durch einfache Wohnhäuser. Lebensmittel und Güter des täglichen Bedarfs konnten die Siedler*innen in einem kleinen Kiosk erwerben. 1926 ließ sich die Senffabrik Koplitz & Co. am Kreuzhof nieder. In der NS-Zeit beschäftigte die Senffabrik Zwangsarbeiter*innen aus Polen und Ungarn sowie Kriegsgefangene. Ein Teil von ihnen war in einem Lager in der Starnberger Straße untergebracht. Dort befand sich auch ein Kriegsgefangenenlager, in dem zwischen 1940 und 1945 30 bis 50 französische Kriegsgefangenen lebten, die zu Forstarbeiten herangezogen wurden.

Von 1950 bis 1952 entstand in Kreuzhof ein Kreisverkehr von Fürstenrieder Straße und Boschetsrieder Straße; der Verkehr nach Süden wurde über die Olympiastraße an Forstenried vorbei nach Unterdill geleitet. 1963 wurde die Gastwirtschaft Kreuzhof für das Verkehrsbauwerk abgerissen, das heute als Kreuzhof bekannt ist und die kreuzungsfreie Verbindung beziehungsweise Fortführung von Fürstenrieder Straße, Boschetsrieder Straße und A 95 ermöglicht.

Großsiedlungen Fürstenried Ost, -West und Neuforstenried

Das Leben im noch recht dörflich geprägten Forstenried änderte sich ab 1959: Auf städtischen Flächen, die einst zum Gut Fürstenried gehörten, entstanden die Großsiedlungen Fürstenried Ost und -West und südlich davon Neuforstenried.



Als bekanntestes Gebäude in Fürstenried Ost galt das von Fred Angerer geplante sogenannte Sparkassenhochhaus an der Winterthurer Straße. Das Foto von circa 1965 zeigt das Sparkassenhochhaus mit Atriumgebäude von der Berner Straße aus.

Die Großwohnanlage Neuforstenried entstand von 1965 bis 1969 zwischen Neurieder Straße, Olympiastraße, Stadtgrenze und der Siedlung Maxhof. Neben mehrgeschossigen Wohnblockzeilen und Punkthochhäusern barg auch sie zentrale Einrichtungen wie das Seniorenheim St. Elisabeth, Pfarrzentrum und Kirche Wiederkunft des Herren (Architekt Gerum) sowie eine städtische Grundschule und ein Einkaufszentrum.

1964 wurden die neuen Siedlungen mit Endstation Fürstenried West an die Trambahn angeschlossen. Diese wurde 1991 durch die U-Bahn ersetzt und die Straßenbahnschleife am Schweizer Platz zurückgebaut. Im Laufe der Jahrzehnte kam es in den Großsiedlungen zu zahlreichen Veränderungen. Beispielsweise entstand in Fürstenried Ost

anstelle eines niedrigen Atriumgebäudes der moderne Multifunktionsbau Berner Straße 4, in dem seit 2019 die Stadtbücherei Fürstenried ansässig ist. In Fürstenried West soll das Einkaufszentrum am Schweizer Platz durch ein größeres ersetzt werden. Zudem sind zusätzliche Wohneinheiten im Bereich der bestehenden Wohnsiedlung der Bayerischen Versorgungskammer beiderseits der Appenzeller Straße, Forst-Kasten-Allee, Bellinzona-, Graubündener und Neurieder Straße geplant. In Neuforstenried wird das Einkaufszentrum an der Königswieser Straße durch einen Privatinvestor bis voraussichtlich Ende 2025 erneuert und um Wohnungen erweitert. Bis zum Schuljahr 2028/2029 wird die benachbarte Grundschule modernisiert und um eine Mittelschule und neue Sportflächen ergänzt.

Solln mit Warnberg, Villenkolonie und Parkstadt Solln

Solln ist als „curia solwen“ in einem Güterverzeichnis Herzog Arnulfs aus dem Jahr 915 erstmals schriftlich erwähnt. In einer Urkunde des Klosters Benediktbeuern von 1005 findet sich der Ortsname „Solon“. Es wird angenommen, dass sich dieser von Suhlen herleitet – kleinen Wasserlachen, die im lehmhaltigen Boden der Gegend in großer Zahl vorkamen und von Wildschweinen als Wälzlachen genutzt wurden. Auf einer natürlichen Erhebung südlich von Solln bestand seit dem Mittelalter eine Burganlage mit zugehörigen Ländereien. Die älteste schriftliche Überlieferung von Gut Warnberg findet sich, als „Warnberch“, in einer Urkunde von 1185/1187. Der Name legt nahe, dass die Burg als Wachposten diente.

Die Lehmböden um Solln und Warnberg wurden genutzt, um Ziegel zu gewinnen; Warnberger Ziegel wurden beispielsweise in der Sollner Dorfkirche und in Schloss Fürstenried verbaut.

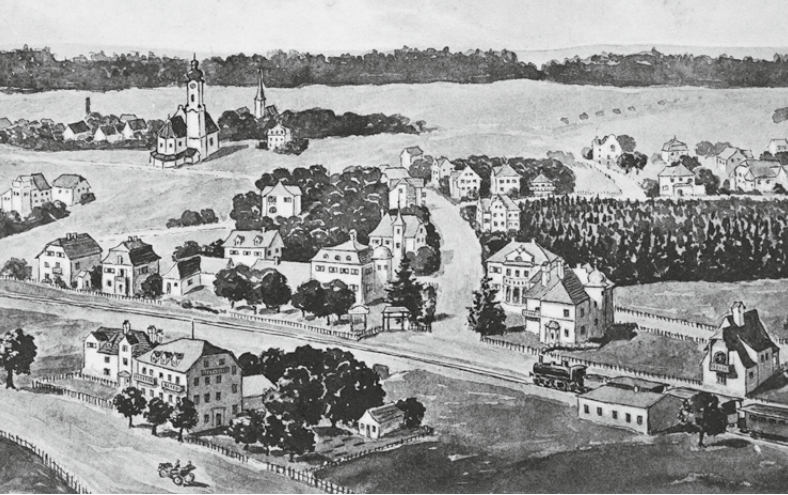


Dorf Solln,
Postkarte von 1907

1818 bildeten Solln und Warnberg die Gemeinde Solln, deren Bevölkerung größtenteils von der Landwirtschaft lebte. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts zogen der steigende Arbeitskräftebedarf der Ziegeleien, der Bau der Eisenbahnstrecke München-Holzkirchen (ab 1852) und die Errichtung der Großhesseloher Brücke (1860) Arbeiter und verschiedene Handwerker an. Darunter waren auch Ziegelbrenner und Maurer aus Italien; einige von ihnen ließen sich dauerhaft im Dorf nieder. Die Staatsbahn und die 1893 eröffnete Isartalbahnstation Prinz Ludwigshöhe steigerten die Attraktivität Sollns als Ausflugs- und Wohnort für bürgerlich-städtisch geprägte Personen. 1897 erwarb die Heilmann'sche Immobilien-gesellschaft in Solln knapp 16 Hektar Grund westlich der Staatsbahnlinie, um

eine Villenkolonie zu entwickeln. Die Grundstücke waren schnell verkauft. Ein Neffe Jakob Heilmanns, der Architekt Gustav Schellenberger, plante das Gasthaus zum Hirschen mit großem Festsaal und schönem Biergarten (Sollner Straße 43). Das direkt am Sollner Bahnhof gelegene Gasthaus wurde ein beliebter Treffpunkt. Besitzer des Hirschen war das Bürgerliche Brauhaus, an dem Heilmann wirtschaftlich beteiligt war. Die benachbarte Villa in der Diefenbachstraße 2 entstand 1906 bis 1907 nach Plänen des Architekten Emanuel von Seidl; hier befand sich ursprünglich auch die Hubertus-Apotheke.

Über die Architektur und die Baugeschichte der Häuser und die vielen Persönlichkeiten, die einst in der Sollner Villenkolonie wohnten, informiert Dorle Gribl in verschiedenen Veröffentlichungen. Stellvertretend sei hier an den katholischen Intellektuellen und Publizisten Carl Muth (1867–1944) erinnert, der 1906 ein Haus in der Emil-Dittler-Straße 10 errichten ließ. Die 1903 von Muth gegründete und herausgegebene Zeitschrift Hochland wurde 1941 von den Nationalsozialisten verboten. Muth gilt als ein Mentor der studentischen Widerstandsgruppe Weiße Rose. Er pflegte mit den Geschwistern Hans und Sophie Scholl persönlichen Kontakt: Hans Scholl (geb. 1918), seit Herbst 1941 mit Muth bekannt, ordnete dessen Hausbibliothek; Sophie Scholl (geb. 1921) wohnte im Mai 1942 zu Beginn ihres Studiums zunächst bei Muth. In Solln lernten die Geschwister auch den mit Muth befreundeten Schriftsteller Werner Bergengruen (1892–1964) kennen, der seit 1936 mit seiner Familie – seine Frau Charlotte galt laut den Nürnberger Rassengesetzen als sogenannter jüdischer Mischling – in der Hirschenstraße 36 (heute Sollner Straße 33) wohnte. Das Haus wurde im Zweiten Weltkrieg, am 19./20. September 1942,



Die Postkarte von circa 1910 zeigt die vom Bahnhof zum Kirchplatz (heute Fellererplatz) führende Lindenallee (heute Diefenbachstraße), die die Villenkolonie mit der neuen Kirche und dem Dorf Solln verband. Direkt am Bahnhof sieht man links der Lindenallee das Gasthaus zum Hirschen mit dem baumbestandenen Biergarten, auf der gegenüberliegenden Straßenseite die Hubertus-Apotheke.

von einem Bombentreffer zerstört. Auch Bergengruens Schriften inspirierten den Widerstand der Weißen Rose. Nach der Verhaftung von Hans und Sophie Scholl am 18. Februar 1943 führte die Gestapo (Geheime Staatspolizei) bei Muth eine Hausdurchsuchung durch, ohne belastendes Material zu finden. Die Geschwister Scholl wurden wegen der Verbreitung antinazistischer Flugblätter am 22. Februar 1943 vom Volksgerichtshof zum Tod verurteilt und noch am selben Tag hingerichtet. Carl Muth starb am 15. November 1944; er wurde im Grab seiner bereits 1920 verstorbenen Frau Anna auf dem Sollner Friedhof, Friedhofsweg 1, beigesetzt.

1930 erwarb der populäre und wirtschaftlich erfolgreiche bayerische Volkssänger und Schauspieler Weiß Ferdl – geboren 1883 als Ferdinand Weisheitinger – das fachwerkgeschmückte Haus in der Diefenbachstraße 6. Seit dem Ersten Weltkrieg bewegte sich Weiß Ferdl in rechtspolitischen, antisemitischen Kreisen und trat mit antisemitischen Texten auf. Er war ein früherer Unterstützer Adolf Hitlers; 1937 trat er der NSDAP bei. Nach dem Zweiten Weltkrieg ließ die US-amerikanische Militärregierung Weiß Ferdls Mercedes beschlagnahmen, wodurch dieser gezwungen war, die Straßenbahn zu benutzen. Seine Beobachtungen inspirierten ihn zu dem satirischen Lied „Ein Wagen von der Linie 8“, das zu Weiß Ferdls Nachkriegsruhm beitrug. Nach dem Zweiten Weltkrieg blendete die Gesellschaft die politischen Belastungen des Künstlers aus, verharmloste und verklärte ihn. Als Ergebnis dieser Betrachtung wurde Weiß Ferdl 1953 mit einem Straßennamen in Laim und dem Weiß-Ferdl-Brunnen auf dem Viktualienmarkt geehrt. Der 1949 verstorbene Weiß Ferdl wurde auf dem Sollner Waldfriedhof beigesetzt.

Die Bevölkerung Sollns wuchs von 773 Personen im Jahr 1877 auf 3.247 im Jahr 1933. Nach 1900 entstand zwischen Dorf und Villenkolonie die Infrastruktur für die rasant wachsende Gemeinde: 1906 wurde die große Kirche am Fellererplatz, 1910/1911 das neue Schulhaus an der Hertelstraße eingeweiht; 1924 war das Feuerwehrhaus in der Stridbeckstraße fertig, drei Jahre später direkt daneben das Sollner Rathaus. Die Zuzüge brachten auch konfessionelle Veränderungen: 1914 gründete sich der Evangelische Verein München-Solln, aus dem fünf Jahre später die selbstständige Kirchengemeinde hervorging, die Solln, Prinz Ludwigs Höhe, Forsternried, Pullach und Grünwald umfasste. In der Bertelesstraße/Konrad-Witz-Straße wurde 1922 die von dem



Der in der SchieggstraÙe 20 wohnende Bildhauer Balthasar Schmitt stiftete 1911 einen von ihm geschaffenen dreiseitigen Bildstock. Die von einer Bank umgebene sogenannte Sollner Säule ist ein Symbol der Villensiedlung. Die Aufnahme aus den 1920er Jahren zeigt die Sollner Säule an der Gabelung Lommel-/Hirschenstraße (heute Sollner Straße).

Architekten Oskar Delisle – er wohnte in der Sollner Heilmannstraße 8 – geplante evangelische Holzkirche eingeweiht. An ihrer Stelle steht seit 1961 die neue Apostelkirche des Architekten Gustav Gsaenger.

Der Lehm zwischen Warnberg und Solln war gegen Ende des 19. Jahrhunderts weitgehend abgeziegelt; die meisten Ziegeleien schlossen, das Land wurde neugennutzt: Auf aufgelassenem Ziegelgelände ließ die Gemeinde Solln den Waldfriedhof – Planung Bruno Biehler – errichten, der 1936 eröffnet wurde (Waldfriedhofstraße 2). Südwestlich des Dorfs, im Bereich der heutigen Morgenstern-/Schinnererstraße, siedelte sich

Industrie an: Zunächst entstand eine Kautschukfabrik, ab 1935 die Kunstlederfabrik Alkor. Das Unternehmen in der Morgensternstraße 9 gehört seit 2006 zur Renolit-Gruppe, produziert spezielle PVC-Folien und ist ein wichtiger Ausbildungsbetrieb und Arbeitgeber.

Seit Ende der 1920er Jahre versuchte die Stadt München, die Gemeinde Solln einzugemeinden, stieß jedoch bei der Sollner Bevölkerung und im Gemeinderat auf Ablehnung. Der Druck auf die Gemeinde nahm in der NS-Zeit zu: Die mächtigen Parteifunktionäre Gauleiter Adolf Wagner und Oberbürgermeister Karl Fiehler strebten die Erweiterung Münchens nach Norden, Westen und Süden – einschließlich Sollns – an. Nachdem sich der Sollner Gemeinderat noch im April 1937 gegen eine Eingemeindung aussprach, stimmte er dieser in der Sitzung vom 6. Juli 1938 zu. Der Eingemeindungsvertrag wurde am 26. Oktober unterzeichnet und Solln – zusammen mit Obermenzing, Untermenzing, Allach und Ludwigsfeld – am 1. Dezember 1938 Teil der Stadt München. Die Eingemeindung Sollns brachte München einen Zugewinn von rund 4.700 Bürger*innen und 547,49 Hektar, davon waren circa 350 Hektar unbebaute Flächen.

Zu umfassenden Baumaßnahmen kam es in Solln ab 1965: Auf Feldern zwischen Solln und Forstenried entstand die Großsiedlung Parkstadt Solln mit rund 2.000 Wohnungen, Schule, Kirchen und Einkaufszentrum. Von den Parkstädter*innen waren und sind viele in den Betrieben des benachbarten Industriegebiets Obersendling beschäftigt.

Am 13. Juli 1966 feierten Bauträger, Stadt und Bürger*innen in der Parkstadt Solln Richtfest. Ein Freiballon transportierte die Richtkrone.



Der *KulturGeschichtspfad* lädt ein, den facettenreichen Stadtbezirk 19 anhand von drei Rundgängen zu entdecken: Der erste führt durch Thalkirchen, der zweite durch Obersendling. Der dritte, der wegen der großen Distanzen als Radtour empfohlen wird, beginnt in Solln und endet am Schweizer Platz, mit Stopps in Solln, Forstenried, Schloss Fürstenried und in der Großsiedlung Fürstenried West.

Thalkirchen-Obersendling-
Forstenried-Fürstenried-Solln

19

Rundgang 1: Thalkirchen

Die Aufnahme aus dem Jahr 1900 zeigt die Kirche St. Maria vor der Erweiterung.



St. Maria Thalkirchen

Das unterhalb der Isarhangkante gelegene Dorf Thalkirchen entwickelte sich entlang der in ostwestlicher Richtung verlaufenden Fraunbergstraße. In der Mitte des kurzen Straßenzugs, am Fraunbergplatz 1, befindet sich die Kirche St. Maria. Die älteste Beschreibung der Diözese Freising aus dem Jahr 1315 verzeichnet die Pfarrkirche Thalkirchen mit den Filialen Solln, Pullach, Neuhausen, Kemnaten, Schwabing, Unter- und Mittersendling. Im 18. Jahrhundert hatte St. Maria Thalkirchen den Rang als Pfarrkirche eingebüßt und war eine Filialkirche der Sendlinger Kirche St. Margaret.

Die von einer Mauer mit Kirchhof und aufgelassenem Dorffriedhof umgebene Kirche St. Maria besteht aus einem Altbau mit Teilen aus dem 14. und 15. Jahrhundert – Chor, Turm und Langhaus – und dem westlichen neubarocken Anbau aus dem frühen 20. Jahrhundert.

Die ursprünglich romanische Kirche wurde Ende des 17. Jahrhunderts unter der Leitung des Hofmalers Andreas Wolff (1652–1716) barockisiert und im Innenraum mit Stuck- und Freskendekor versehen; der Turm erhielt seine charakteristische Kuppel. Den Rokoko-Hochaltar von 1760 bis 1770 schuf Ignaz Günther (1725–1775). 1903 wurde St. Maria erneut zur Pfarrkirche erhoben und durch einen von Gabriel von Seidl (1848–1913) geplanten Erweiterungsanbau, der 1908 eingeweiht wurde, vergrößert. Das ehemalige Schulhaus am westlichen Ende der Fraunbergstraße (Münchner Straße 28) wurde als Pfarrhof genutzt. 1926/1927 entstand neben der Kirche auf dem Grundstück eines alten Bauernhofs, Foierhof genannt, das neue Pfarrhaus (Fraunbergplatz 5).

Die Marienwallfahrt war für die Entwicklung Thalkirchens prägend. 1730 ließ Cosmas Damian Asam (1686–1739) im Ortsteil Maria Einsiedel eine Marienkapelle errichten. Bald entwickelte sich bei der Kapelle eine eigene Wallfahrts- und Pilgertradition. Der Thalkirchner Pfarrer sah darin eine ungewollte Konkurrenz zur etablierten Marienwallfahrt seiner eigenen Kirche und ließ die Kapelle 1807 abreißen.

Träger der Wallfahrtstradition in St. Maria Thalkirchen waren auch die Flößer. Sie stifteten der Kirche eine Prozessionsfahne und zwei Zunftstangen mit geschnitzten Figuren ihrer Schutzpatrone St. Nikolaus und St. Johannes Nepomuk. Als Folge der Wallfahrtstradition entstanden in Kirchennähe

mehrere Gasthäuser, in denen sich die Marienpilger stärken, so zum Beispiel der Alte Wirt in der Fraunbergstraße 8.

In St. Maria Thalkirchen wird der sogenannte Frauendreißiger begangen: Die sommerlichen Marien-Gedenktage beginnen am Tag des Patroziniums Mariä Himmelfahrt am 15. August und enden am 14. September, dem Fest der Kreuzerhöhung beziehungsweise am 15. September, Gedächtnis der Schmerzen Mariens.

Fraunbergstraße und -platz sind nach den Grafen Christian und Wilhalm von Fraunberg benannt, die dem altbayerischen Adelsgeschlecht derer zu Fraunberg bei Haag entstammten. Die Adeligen, die im Dienst des bayerischen Herzogs standen, waren in einen Konflikt mit Truppen der Reichsstadt Augsburg geraten und hatten die reißende Isar bei Thalkirchen erfolgreich überquert. In Verwirklichung eines Gelübdes veranlassten sie 1372 den Ausbau der Thalkirchner Kirche.



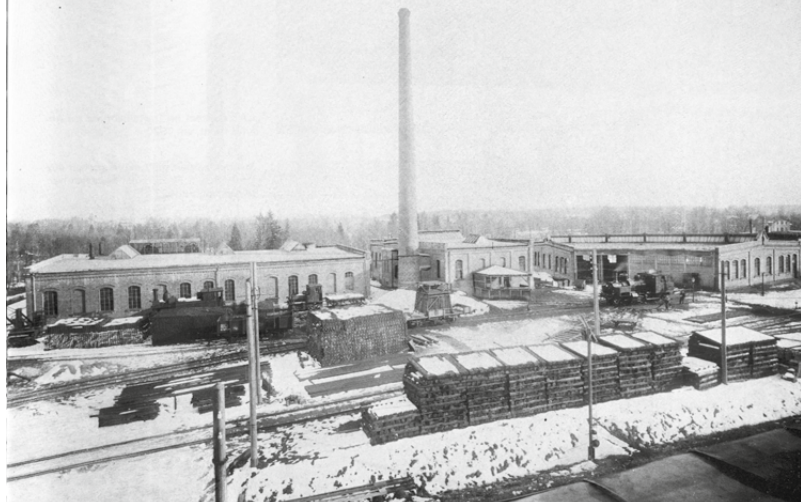
Werbeplakat aus dem Jahr 1892 mit Attraktionen des Restaurants „Villa Gierlinger“

Gierlinger Park

Am Kirchweg, Höhe Geitauer Straße, liegt die städtische Grünanlage Gierlinger Park. Auf dem Areal befand sich um 1810 ein Wohnhaus mit Nebengebäuden und englischem Garten, das Alois Graf von La Rosée gehörte. Ab 1855 sind für das Anwesen mehrere Besitzerwechsel nachgewiesen. 1879 ließen Johann und Barbara Wolf einen Neubau errichten, den sie – zusammen mit dem Grundstück – per Tausch dem Apothekerehepaar Otto und Klara Gierlinger übertrugen. Ende des 19. Jahrhunderts errichtete Familie Gierlinger am nördlichen Ende des Grundstücks ein Café

mit Restaurant, Kegelbahn, Almhütte und eine Parkanlage mit Weiher für Gondelfahrten. Im Sommer fanden täglich Konzerte statt. Pächter Josef Floritz bot im „Etablissement Gierlinger“ 1894 Kaffee, selbstgebackene Nudeln – ein traditionelles frittiertes Hefengebäck –, Wein und Bier an. Trotz dieser Attraktionen, die mit Plakaten und in Zeitungen beworben wurden, blieb der große Erfolg aus und der Wirtsbetrieb wurde circa 1906 eingestellt. 1918 kaufte der Löwenbräu-Konzern das Anwesen 1918; Löwenbräu verkaufte das Grundstück 1921, dass Gasthaus 1935 an die Stadtgemeinde München.

Seit 1965 gibt es die städtische Grünanlage Gierlinger Park. Auf dem 3,4 Hektar großen Areal gibt es einen kleinen Teich, einen Spielplatz, Wiesen und Sitzbänke. Im nördlichen Teil, wo einst die Gastwirtschaft stand, unterhält das städtische Baureferat einen Stützpunkt für die Betreuung der umliegenden Grünanlagen.



Betriebswerk der Isartalbahn

Die Ziegelbauten mit Adresse Isartalwinkel 4–16 gehörten einst zum Betriebswerk der Isartalbahn. Das Betriebswerk wurde ab 1890 südlich der heute nicht mehr erhaltenen Isartalbahnstation Thalkirchen errichtet. Die private Lokalbahn-Aktiengesellschaft (LAG), die die Isartalbahn bis zur Übernahme durch die Deutsche Reichsbahn im Jahr 1938 betrieb, nutzte das Betriebswerk als Depot und als Wartungsanlage. Hier wurden sämtliche Lokomotiven, Güter- und Personenwagen instandgehalten, die auf der Strecke der Isartalbahn verkehrten.

Blick auf das Betriebswerk der Isartalbahn im Jahr 1900: Der Schornstein in der Bildmitte gehörte zum 1899/1900 errichteten Kraftwerk.

Auf dem Werksgelände entstand 1899/1900 ein Dampfkraftwerk mit einem circa 40 Meter hohen Schornstein. Der dort produzierte Gleichstrom diente der Fahrstromerzeugung und der Beleuchtung der Bahnhöfe. Für die Instandhaltung der neuen vierachsigen Elektrotriebwagen wurde 1899 eine dreistöckige Triebwagenhalle gebaut. Das Kraftwerk ging 1955 außer Betrieb, nachdem die elektrischen Anlagen auf den bei der Deutschen Bahn üblichen Wechselstrom umgestellt worden waren. Ein Jahr später erfolgte die Schließung des Betriebswerks; Teile der Anlage wurden demontiert, einige Gebäude als Lager genutzt oder an Handwerker vermietet.

Der Verfall konnte im Jahr 2014 gestoppt werden: Rundlokschuppen, Triebwagenhalle, Reparaturwerkstatt, Kesselhaus und einige kleinere Wohn- und Dienstgebäude stehen seither als typische Zeugnisse der Industriearchitektur des späten 19. Jahrhunderts unter Denkmalschutz. Die Bauten wurden 2014/2015 saniert und werden gewerblich genutzt.

Die Aufnahme von 2012 zeigt den ehemalige Rundlokschuppen des Betriebswerks mit Gleisresten vor der Renovierung.



Maria Einsiedel: links das Asam-Schlössl, rechts landwirtschaftliche Gebäude und in der Mitte die Marien-Kapelle in einer getuschten Federzeichnung von Johann Georg von Dillis, ca. 1795

Asam-Schlössl

Der Name Asam-Schlössl in der Maria-Einsiedel-Straße 45 verweist auf den berühmtesten Besitzer des Anwesens: Cosmas Damian Asam (1686–1739). Der bekannte Maler des Spätbarock – mit seinem Bruder, dem Stuckateur Egid Quirin Asam (ca. 1692–1750), schuf er die gemeinhin als Asam-Kirche bekannte prächtige St.-Johann-Nepomuk-Kirche in der Münchner Sendlinger Straße – kaufte 1724 den südlich des Thalkirchener Ortskerns gelegenen Edelsitz, zu dem die Schadeneggmühle, mehrere Gebäude, Grundstücke und Gärten gehörten. Asam ergänzte das 1696 vom Vorbesitzer errichtete Wohnhaus um ein weiteres Stockwerk mit einem, den Dachfirst überragenden Zwerchhaus. Letzteres stattete er zu beiden Seiten mit großen Rundbogenfenstern aus, sodass im Obergeschoss ein großzügiges Maleratelier entstand. Abschließend



Das ehemalige Wohn- und Atelierhaus des Malers Cosmas Damian Asam wurde ab 1838 auch als Gaststätte genutzt. Von 1891 bis 1918 hielt die Isartalbahn an der Haltestelle Maria Einsiedel gegenüber dem Asam-Schlössl. Die Grafik von 1912 zeigt den Biergarten des beliebten Ausflugslokals und – im Bildhintergrund – einen ins südliche Isartal vorbeidampfenden Zug.

versah Asam das Gebäude mit prächtigen Fassadenmalereien.

Den Kauf und die Umbauten finanzierte der Maler mit dem Honorar, das er für die Schaffung der Deckengemälde in der Schweizer Wallfahrtskirche Maria Einsiedeln erhalten hatte. In Erinnerung daran errichtete Asam 1730 bei seinem Wohnhaus in Thalkirchen eine Kapelle zu Ehren der Gottesmutter von Maria-Einsiedeln. Nach dieser Kapelle, in der er eine Kopie des Gnadenbilds von Maria Einsiedeln aufstellte, erhielt Asams weitläufiges Anwesen den Namen „Maria-Einsiedl-Thal“ – woraus sich bald die Bezeichnung Maria Einsiedel für den Thalkirchner Ortsteil ableitete.

Während die Kapelle nur bis 1807 stand, blieb Asams Wohnhaus erhalten. 1838 wurde es um einen Anbau ergänzt und dient seither als Gaststätte. Die 1891 errichtete Trasse der Isartalbahn führte direkt am Asam-Schlössl vorbei, das mit der Haltestelle Maria Einsiedel einen eigenen Anschluss erhielt.

Um 1921 kaufte die Stadt München das Gebäude, verpachtete die Gaststätte und ließ Haus und Fassadenmalereien restaurieren. Bereits seit 1885 wohnte der Maler Adam Kunz (1857–1929) im Asam-Schlössl; nach dessen Tod zog der renommierte Landschaftsmaler Richard Pietzsch (1872–1960) ein. 1944 erlitt das Haus schwere Bombenschäden. Nach dem Zweiten Weltkrieg sorgte der Bauunternehmer Josef Rank (1868–1956), dessen Baugeschäft seit 1939 in der Emil-Geis-Straße 1 war, für die Sicherung der Ruine. 1957 richtete sich der Münchner Architekt und Denkmalpfleger Erwin Schleich (1925–1992) Asams einstigen Schaffensort als Wohnhaus her und kaufte es 1964 von der Stadt München. Seit 1992 ist das Asam-Schlössl im Besitz der Augusterbrauerei, die es zuletzt 2020 umfassend sanieren ließ.

Nach dem Abriss der Asam-Kapelle ging die dort beheimatete Madonnenfigur – eine Kopie der Maria von Einsiedeln – an die Sollner Dorfkirche, wo sie heute noch ist.

Beim Asam-Schlössl beginnt der 2001 eröffnete Isartalbahnweg: Der Fuß- und Radweg verläuft auf einem Streckenabschnitt der ehemaligen Gleistrasse der Isartalbahn von der Benediktbeuerer Straße in südliche Richtung bis zur Großhesseloher Straße/ Knotestraße und über die Stadtgrenze hinaus bis zum Großhesseloher Isartalbahnhof in Pullach.

Kuranstalt Obersending

1892, fünf Jahre bevor sich der Ingenieur und Unternehmer Carl von Linde (1842 – 1934) in der neuen Villensiedlung Prinz Ludwigshöhe niederließ, kaufte er ein rund sechs Hektar großes, bewaldetes Grundstück am Isarhochufer. Linde überließ das Grundstück seinem künftigen Schwiegersohn, dem Psychiater Karl Ranke (1861–1951), der dort 1893 die private Kuranstalt Obersending, Wolfratshauser Straße 109 (damals Nr. 88), eröffnete. Zuvor hatte Ranke von 1888 bis 1891 in der damals so genannten Kreisirrenanstalt in Giesing gearbeitet; in dieser Zeit war er unter anderem für die medizinische Betreuung des geistig erkrankten Königs Otto in Schloss Fürstenried zuständig. 1891 wechselte Ranke als angestellter Arzt und medizinischer Leiter an die neugegründete Nervenheilanstalt Neufriedenheim (*siehe KGP 7*), wo er unter anderem Frieda Linde, eine Schwester Carl von Lindes, betreute. Die an den verschiedenen Einsatzorten gewonnenen Erkenntnisse ließ Ranke in die Konzeption der Kuranstalt Obersending einfließen.

Im Gegensatz zum Massenbetrieb der „Kreisirrenanstalt“ plante Ranke eine exklusive Privatanstalt für etwa 50 „nerven- und gemütskranke Damen“ aus gebildeten, wohlhabenden Kreisen. Hinsichtlich der baulichen Anlage und der Ausstattung orientierte sich Rankes Privatanstalt am Leitbild des großen, bürgerlichen Familienhauses: „Alles spezifisch Anstaltsmäßige“ wurde laut einer Beschreibung aus dem Jahr 1912 vermieden; die moderne sanitäre und die künstlerische Ausstattung, mit Zentralheizung, fließend Warmwasser, Marmorbädern, elektrischer Beleuchtung, Eichenparkett in Zimmern und Korridoren sowie Kopien bekannter Kunstwerke hervorgehoben. Die gute Verkehrsanbindung



war ein weiterer Vorteil: Über die nahegelegene Station Prinz Ludwigshöhe war die Kuranstalt mit der Isartalbahn und über die Haltestelle Solln mit der Staatsbahn erreichbar.

Auf dem parkartigen Gelände ließ Ranke einzelne Häuser errichten, die dem jeweiligen Bedürfnis seiner Patientinnen entsprechende Rückzugs- und Begegnungsmöglichkeiten boten. Es gab keine Massenschlafsäle; die Frauen waren in geräumigen Schlafzimmern mit zwei bis maximal vier Betten, seltener – weil aus Sicht Rankes nicht förderlich – auch in Einzelzimmern untergebracht. Für „erregte“, störende und verhaltensauffällige Patientinnen waren Bereiche mit vergitterten Fenstern im sogenannten Kurhaus vorgesehen. Strikter Isolierung, wie sie in regulären Heilanstalten üblich war, stand Ranke kritisch gegenüber; sie wurde

Das 1892/1893 errichtete, mehrfach erweiterte Haupthaus war Keimzelle und Mittelpunkt der Kuranstalt Obersending. Hier befanden sich die Sprechzimmer der beiden Ärzte, medizinische Bäder sowie Schlaf- und Aufenthaltsräume für Patientinnen. Anstaltsleiter Ranke – seit 1893 verheiratet mit Maria, geb. Linde – wohnte mit seiner Familie im zweiten Obergeschoss. Die kolorierte Postkarte aus den späten 1920er Jahren zeigt die Südseite des Haupthauses mit Park und Brunnenanlage.



möglichst vermieden. Der personelle Aufwand war hoch: Zwei Ärzte, knapp 40 Krankenschwestern und vier Oberinnen – sie alle hatten eigene Zimmer und Wohnungen auf dem Anstaltsgelände – sollten die individuelle Versorgung und Betreuung der Patientinnen gewährleisten.

Zu den gängigen Behandlungsmethoden der exklusiven und kostspieligen Einrichtung gehörten Liegekuren und Dauerbäder, ebenso wie Spaziergänge in den Wandelhallen und im Park. Ein breites Beschäftigungsangebot war Teil des therapeutischen Konzepts und sollte die Patientinnen zu Tätigkeiten anregen, die sie für sich selbst als wohltuend und als sinnvoll erkannten. Es gab ein Schwimmbad, Turnhallen, Tennis- und Krocketplätze und eine Dunkelkammer zur Entwicklung von Fotos. Leichte Gartenarbeiten, Handarbeiten und Kochkurse, Zeichen- und Malkurse sowie allgemeinbildende Vorträge und Musikstunden wurden angeboten und mit gesundheitlich stabileren Patientinnen Ausflüge ins Isartal oder in die Stadt München unternommen. Da die Unterlagen und Krankenakten der Kuranstalt Obersendling – ab 1938 Sanatorium Obersendling – vernichtet wurden, ist über das eigentliche Anstaltsleben in Rankes Klinik, einschließlich der NS-Zeit, nur wenig bekannt.

Vermutlich aus wirtschaftlichen Gründen nahm die Kuranstalt Obersendling seit den 1920er Jahren in geringem Umfang auch Männer auf. So waren zum 1. April 1928 46 weibliche und drei männliche Patienten gemeldet. Zu den prominentesten männlichen Kranken gehörte Herzog Siegfried in Bayern (1876 – 1952), der am 22. Januar 1942 im Sanatorium Obersendling aufgenommen wurde, nachdem er aus der sich in Auflösung befindlichen Privatanstalt Neufriedenheim ausziehen musste, wo er 30 Jahre gelebt hatte. Er blieb in Rankes Anstalt bis auch diese stillgelegt wurde und kam ab

dem 20. September 1942 in einem Privatquartier in Schwabing unter. Dort entging der Wittelsbacher der zu dieser Zeit in den Heil- und Pflegeanstalten durch Medikamente, gezielte Vernachlässigung, Hungerkost und weitere Methoden praktizierten „dezentralen Euthanasie“.

In Rankes Privatanstalt wurden vor und während der NS-Zeit jüdische Patientinnen behandelt. Die Auswertung der online-Seite des biografischen Gedenkbuchs der Münchner Juden 1933 – 1945 ergab acht Namen.

Weil es der Germanistikstudentin Maria Puth (1894–1978) nach dem Unfalltod ihres Verlobten im November 1918 schlecht ging, brachte ihr Vater sie in die Kuranstalt Obersendling. Dort erhielt Puth die Diagnose „manisch-depressiv, heitere Erregung mit kurzen Depressionen“. Die zur Nervenberuhigung angeordneten Dauerbäder erlebte Puth als qualvolle Strafe. Im Frühjahr 1919 wurde sie aus der Kuranstalt Obersendling entlassen; es folgten Aufenthalte in diversen Anstalten und 1934 die von NS-Ärzten angeordnete Sterilisation. In der Heidelberger Sammlung Prinzhorn sind mehrere Zeichnungen erhalten, die Puth in Obersendling anfertigte, darunter das Selbstbildnis, das sie als junge Frau mit modernem Kurzhaarschnitt zeigt. Ausschnitt aus dem mit „Lieber Onkel Pius“ überschriebenen Brief Puths vom 21. März 1919



Zwei Patientinnen des Sanatoriums Obersendling wurden Opfer der sogenannten Sonderaktion der „Aktion T 4“, des speziell gegen jüdische Psychiatriepatient*innen gerichteten „Euthanasie“-Programms: Die 1854 geborene Mathilde Landauer – sie war mit dem Vizepräsidenten und Vorstandsmitglied der Israelitischen Kultusgemeinde Albert Landauer verheiratet, der 1927 starb – war laut Einwohnermeldekarte vom 4. Dezember 1912 bis zum 14. September 1940 in Rankes Anstalt in der Wolfratshauser Straße 88 gemeldet. Die Psychiaterin Therese Baer, geb. 1895, arbeitete zeitweise selbst in Rankes Anstalt. Von 1933 bis 1938 unterhielt sie eine eigene Praxis in der Beethovenstraße 1. 1939 wurde Baer entmündigt und mit der Diagnose Schizophrenie Patientin in Obersendling. Die 45jährige Baer und die 86jährige Landauer wurden am 14. September 1940 in die Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar gebracht und von dort am 20. September 1940 mit einem jüdischen Sammeltransport in die Tötungsanstalt Hartheim bei Linz deportiert; sämtliche circa 191 Personen dieses Transports – unter ihnen der jüdische Langzeitpatient aus Neufriedenheim Moritz Bendit – wurden nach der Ankunft in einem vermeintlichen Duschraum mit Kohlenmonoxid umgebracht. Die gezielte Selektion und Ermordung jüdischer Psychiatriepatient*innen machte die Opfer der T4-„Sonderaktion“ zu den ersten Opfern des Holocaust.

Der erste schwere Luftangriff auf München zerstörte am 19./20. September 1942 die Obersendlinger Anstaltsgebäude schwer; auf dem Gelände wurden vier Tote und zwei Verletzte geborgen. Noch am 20. September 1942 wurden 22 Patientinnen in die Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar verlegt; 15 von ihnen wurden bereits in der folgenden Woche entlassen, mindestens zwei wurden in der Anstalt Eglfing-Haar Opfer der „dezentralen Euthanasie“.

Als sämtliche Patientinnen Rankes Anstalt verlassen hatten, nutzte die Wehrmacht das vormalige Sanatorium als Reserve-lazarett. Nach dem Zweiten Weltkrieg zog eine Filiale für Tuberkulosekranke des Harlachinger Krankenhauses ein. Seit 1946 wird die Anlage in der Wolfratshauser Straße 109 als Krankenhaus Martha-Maria geführt; es wurde seither durch moderne Krankenhausgebäude erweitert. 1995 entstand auf dem Gelände das Seniorenzentrum Martha-Maria, Wolfratshauser Straße 101. Träger von Krankenhaus und Seniorenzentrum ist das Diakoniewerk Martha-Maria.



Von der Wolfratshauser Straße zweigt die Ludwigshöher Straße nach Süden ab in die Villenkolonie Prinz Ludwigshöhe. Bei der Abzweigung befindet sich das um 1870/1880 errichtete ehemalige Jagdhaus des Konsuls Carl Rosipal, Wolfratshauser Straße 61. Etwas weiter südlich, in der Ludwigshöher Straße 12, steht die 1899 bis 1900 von dem renommierten Architekten Martin Dülfer (1859–1942) geschaffene Villa im anglisierenden Landhausstil, die hier in einer Aufnahme von 1907 abgebildet ist.



Campingplatz München-Thalkirchen

Zur Eröffnung des neuen Campingplatzes am 13. Juni 1953 empfingen Schaulustige den blumen- und wimpelgeschmückten Korso aus Fahr- und Motorrädern, Autos und Wohnwägen, der zuvor in der Münchner Innenstadt gestartet war.

Den städtischen Campingplatz München-Thalkirchen, Zentralländstraße 49, gibt es seit 1953. Doch schon viele Jahre vor der Eröffnung steuerten Anhänger der neuen Camping-Bewegung die idyllisch gelegene Floßlände an. So berichteten Zeitungen im Sommer 1937, dass Reisende aus Frankreich, England, Belgien und der Schweiz hier vorübergehend ihre „Trailer“ (Wohnwägen) und Zelte aufgebaut hatten. Auch im August 1939 lagerten „Zeltwanderer“ an der Floßlände. Der Zweite Weltkrieg, der am 1. September 1939 mit dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf Polen begann, bereitete dem aufkommenden Camping-Boom ein Ende.

In den Wiederaufbaujahren der Nachkriegszeit begannen sich die Deutschen für die kostengünstige und naturnahe Form des Reisens zu begeistern. Gefördert wurde dies durch den am 22. September 1948 in München gegründeten Deutschen Camping Club e.V. (DCC) unter der Leitung von Max Eckert (1897–1975), einem seit den 1920er Jahren und in der NS-Zeit national und international gut vernetzten Sportfunktionär im Bereich des zeltaffinen Kanusports. In den frühen 1950er Jahren wurde das Zelten in der freien Natur zum Massenphänomen und zeigte bald auch negative Folgen. Um Auswüchsen des unregelmäßigen Campens in den Bereichen allgemeine Sicherheit und Ordnung, Natur- und Forstschutz, Feuer- und Verkehrssicherheit und der „moralischen Sittlichkeit“ zu begegnen und Konflikte mit der Nachbarschaft zu minimieren, rief die bayerische Staatsregierung am 5. Mai 1953 Städte und Gemeinden zum Bau geeigneter Zeltlagerplätze mit der erforderlichen Infrastruktur auf.

Zu diesem Zeitpunkt waren die Bauarbeiten am einstigen Holzlagerplatz der Floßlände bereits fortgeschritten. Am 13. Juni 1953 eröffneten Stadtschulrat Anton Fingerle und Wirtschaftsreferent Karl Erhart den rund 44.000 Quadratmeter großen Campingplatz, den das Fremdenverkehrsamt wegen seiner Ausstattung und seiner Lage nahe Isar, Bad Maria Einsiedel und Tierpark als „Hotel im Freien“ bewarb. Der nur in den Sommermonaten zwischen März und Oktober geöffnete Platz zählte im ersten Jahr 22.868 Gäste und 38.104 Übernachtungen, fünf Jahre später waren es bereits rund 64.000 Gäste und 120.353 Übernachtungen. Im Juni 1956 sorgte die aus 35 Aluminiumwohnwagen bestehende Reisegruppe des US-amerikanischen Wohnwagenherstellers Wally Byams, die auf ihrem sechsmonatigen Europa-Trip in München Station machte, für Aufsehen. Eine städtische

Delegation mit Münchner Kindl empfing die zahlungskräftigen Gäste. Die Sonderbehandlung zahlte sich für die lokale Wirtschaft aus: Die Zeitungen berichteten, dass die amerikanische Reisegruppe bei ihrem Kurzbesuch rund 30.000 DM in München ausgab; die Reisenden kauften unter anderem sieben Kleinwagen und etliche Fotoapparate.

1969 lag der Anteil der ausländischen Gäste bereits bei rund 50 Prozent, im Olympia-Jahr 1972 sogar bei 82 Prozent. Vor allem Personen aus den skandinavischen Ländern, den Niederlanden, Belgien und Großbritannien nutzten und nutzen München als Zwischenstopp auf dem Weg nach Italien; andere – darunter Gäste aus den USA, Australien, Italien und Frankreich – reisen bevorzugt zum Oktoberfest an.

Mit Blick auf die Olympischen Sommerspiele 1972 wurde der Campingplatz 1969 modernisiert, die ursprünglich in Holzbauten untergebrachten Sanitär- und Versorgungsanlagen durch Massivbauten ersetzt.

Unter der Regie der städtischen Münchner Raumentwicklungsgesellschaft erfolgt ab 2022 die ökologisch-nachhaltige Sanierung und Revitalisierung des Campingplatzes München-Thalkirchen. Die Maßnahmen sind voraussichtlich bis 2025 abgeschlossen. Der Campingplatz, der bisher ein reiner Sommercampingplatz war, erhält erstmals ausgewiesene Wintercampingflächen und bleibt dadurch künftig rund ums Jahr geöffnet.

Camping südlich
der Großstadt:
Postkarte vom
Campingplatz
Thalkirchen um
1960

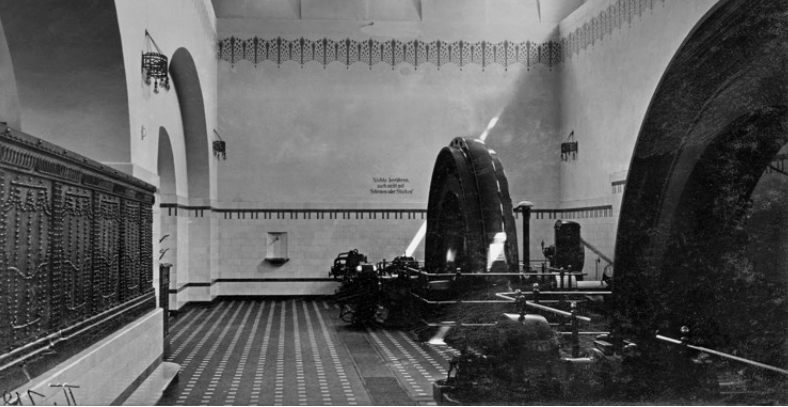


Die Aufnahme von 1907 zeigt das damals noch im Bau befindliche städtische Elektrizitätswerk, Süd- oder Isarwerk 1 genannt, aus südlicher Richtung mit Isar-Werkkanal.

Isarwerk 1

Auf Initiative des Unternehmers Jakob Heilmann entstanden südlich der Münchner Stadtgrenze Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts zwei moderne Wasserkraftwerke mit zugehörigen Kanalbauten (Isar-Werkkanal): 1894 ging das Wasserkraftwerk Höllriegelskreuth der im selben Jahr gegründeten Isarwerke GmbH in Betrieb; von 1900 bis 1902 ließ das Privatunternehmen das Wasserkraftwerk Pullach errichten. Um Abnehmer für den in ihren Kraftwerken produzierten Drehstrom zu generieren, entwickelte die Isarwerke GmbH auf eigenen Flächen das Industriegebiet Obersendling. Zudem versorgte der Stromproduzent mit Firmensitz in Thalkirchen, Alfred-Schmidt-Straße 2/4, zahlreiche Gemeinden im Münchner Südwesten.

Um angesichts der fortschreitenden Industrialisierung dem steigenden Bedarf an elektrischem Strom zu begegnen, beschloss die Stadt München 1904 dem erfolgreichen Beispiel der Isarwerke GmbH zu folgen und ebenfalls moderne Isarkraftwerke zu errichten. Der Isar-Werkkanal wurde zunächst bis zur Thalkirchner Brücke, später bis zum Großen Stadtbach verlängert. Das älteste der bis 1923 entstandenen städtischen Isarkraftwerke, das Süd- beziehungsweise Isarwerk 1, liegt im 19. Stadtbezirk. Das Laufkraftwerk in



Blick in den Maschinenraum von Isarwerk 1 mit Warnhinweis an der Wand „Nichts berühren, auch nicht mit Schirmen oder Stöcken!“ Ansicht circa 1910

der Zentralländstraße 41 entstand 1906 bis 1908 nach einem Entwurf von August Blößner als Stahlbetonbau mit Wasserkammer, Einlaufschleuse, Schützen und Leerschuskkammern, erdgeschossiger Oberstromfassade und zweigeschossiger Unterstromfassade. Bauwerk und technische Ausstattung stehen unter Denkmalschutz. Die elektrische Leistung wird durch das Gefälle mittels drei Francis-Doppelzwillingturbinen und drei Schenkelpol-Synchron-Generatoren erzeugt. Im Durchschnitt generiert Isarwerk 1 pro Jahr 15 Millionen Kilowattstunden Ökostrom, was dem Bedarf von rund 6.000 Durchschnittshaushalten entspricht. Die Abläufe in Isarwerk 1 funktionieren vollautomatisiert; Betreiber sind die Stadtwerke München (SWM).

Floßlande

Über Jahrhunderte transportierten Flößer Baumaterialien über die Isar zu den Anlegeplätzen, den sogenannten Länden, nach München und trugen damit zur baulichen und wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt wesentlich bei. Die sogenannte Obere Lände lag am Westermühlbach und konnte nur über den Großen Stadtbach erreicht werden. Die große Untere Lände befand sich an der freien Isar, nördlich der Ludwigsbrücke. Mitte des 19. Jahrhunderts galt letztere mit jährlich rund 10.000 anlegenden Flößen als größte Floßlande Europas. Das südlich von München gelegene Isardorf Thalkirchen war seit jeher eng mit dem Flößerhandwerk verbunden. Viele Flößer luden den Bedarf an Holz, Kalk und Kohle für das Thalkirchner Gewerbe hier ab, dankten in der Wallfahrtskirche St. Maria für die gelungene Fahrt, besuchten die Gasthäuser im Ort und traten von hier die Weiterfahrt oder auch den Rückweg an. Um das ungeordnete Abladen von Holz einzudämmen, erhielt die Gemeinde 1864 etwa auf der Höhe der späteren Kuranstalt Bad Thalkirchen eine Lände mit Aufseherhaus. Wegen des Baus der Isartalbahn verkaufte Thalkirchen die Flächen von Lände und Holzlege Anfang der 1890er Jahre an die Lokalbahn AG. Aus städtebaulichen Erwägungen wollte die Stadt München die Zahl der innerstädtisch anlegenden Flöße verringern und plante bereits seit 1874 die Einrichtung einer großen Lände im Thalkirchner Ortsteil Maria Einsiedel. Dies scheiterte jedoch am Einspruch der Gemeinde Thalkirchen, die die Bereitstellung der benötigten Flächen zunächst verweigerte. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte die Stadt München ein ausreichend großes Grundstück erworben und erhielt am 12. Januar 1899 die Genehmigung für den Bau einer neuen Zentrallände mit Bassin und Einlassschleuse zum





Die Aufnahme von 1962 zeigt einen Flößer, der sein mit Gästen beladenes Floß in den Floßkanal steuert. An dessen Einfahrtstelle steht seit 1939 das von der Stadt München beauftragte Denkmal eines Isarflöbers. Bildhauer Fritz Koelle (1895–1953) stattete seine Monumentalfigur mit typischen Attributen des traditionellen Flößerhandwerks aus: Lodenumhang und hohe Stiefel schützten vor der Nässe, die geschulterte Floßhack war das wichtigste Flößer-Werkzeug. Koelle, der 1934 neun Tage in Gestapohaft war, weil die Nationalsozialisten sein expressionistisches Frühwerk als bolschewistisch schmähten, passte sich den Erwartungen der NS-Kunstpolitik an. Der Bildhauer durfte an allen Großen Deutschen Kunstausstellungen teilnehmen, die von 1937 bis 1944 im Münchner Haus der Deutschen Kunst stattfanden; eine Plastik seines Isarflöbers wurde dort 1940 präsentiert. Nach dem Zweiten Weltkrieg war Koelle Professor an der Staatlichen Kunsthochschule in Dresden und wechselte 1950 nach Ost-Berlin, zunächst an die Hochschule für angewandte Kunst und 1951 an die Humboldt-Universität.

Mühlbach. Um zur Zentrallände zu gelangen, wurde ein Floßkanal geschaffen, der bei Hinterbrühl vom Isar-Werkkanal abgezweigt wurde. Die Zentrallände ging am 15. Mai 1899 in Betrieb. Da die beiden innerstädtischen Länden wenig später aufgegeben wurden, wird die Thalkirchner Lände schlicht Floßlände genannt. 1909 erhielt die Floßlände für den Holzabtransport einen Gleisanschluss an die Isartalbahn.

Bald nach der Eröffnung der neuen Lände ging der Floßverkehr zurück, weil immer mehr Waren mit der Eisenbahn transportiert wurden. Legten im Jahr 1900 noch circa 5.000 Flöße an, waren es 1913 nur noch rund 3.000 und 1918 etwa 1.800. 1939 wurden 729 Flöße gezählt, 1949 waren es 144, davon die Hälfte Ausflugsflöße. Seit den 1950er Jahren frequentieren auf der rund 25 Kilometer langen Strecke ab Wolfratshausen ausschließlich Ausflugsflöße. 1957 waren es 34, mehr als sechzig Jahre später geht man von fast 6.000 Vergnügungsflößen im Jahr aus. Seit 2022 zählen die Passagierfloßfahrten zum Immateriellen Kulturerbe.

Der Cowboy Club München, gegr. 1913 von Fred und Hermann Sommer, ist der älteste Cowboy Club Deutschlands. Nach mehreren Ortswechseln wurde der Verein, den die Sehnsucht nach der ahistorischen Projektionsfläche des „Wilden Westens“ antreibt, 1961 an der Zentralländstraße 37 sesshaft. An der Grundsteinlegung am 22. Juli 1961 nahmen zahlreiche Ehrengäste teil, unter ihnen Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel und Vertreter der in München stationierten US-Streitkräfte. Die nach historischen Vorbildern errichtete Anlage kann bei Führungen der Münchner Volkshochschule (MVHS) und bei öffentlichen Veranstaltungen wie Flohmärkten und Festen besucht werden. Das Foto von 2022 zeigt das Vereinslogo am Eingang zur Ranch.



Freibad Maria Einsiedel

Das Freibad Maria Einsiedel wurde 1890 durch die Gemeinde Thalkirchen eingerichtet und 1899 um ein Badebassin und Umkleidekabinen ergänzt. Die in den Isarauen gelegene Badeanstalt in der Zentralländstraße 28 ist – nach dem 1847 eröffneten Schyrenbad – Münchens zweitältestes Freibad. Anfangs stand das Bad nur Männern und Knaben offen. In einem abgrenzten Bereich durften ab 1912 auch Frauen und Mädchen dort baden; seit 1926 ist Maria Einsiedel ein städtisches Familienbad.

Die Badeanstalt wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört; nach Aufräum- und Reparaturarbeiten erfolgte Anfang 1948 die Wiedereröffnung des beliebten Freibads. Sieben Jahre später wurde die Anlage von einst 40.000 Quadratmeter auf 54.000 Quadratmeter vergrößert, wodurch sich die Länge des schwimmbaren Flusskanals von zuvor 190 Metern auf fast 400 Meter verdoppelte.

2007/2008 wurde das idyllisch gelegene Schwimmbad zum Naturbad umgebaut. Seither wird das Wasser des 2.750 Quadratmeter großen Schwimmbeckens mit zugehörigem Nichtschwimmerbereich und das Wasser des Planschbeckens nicht mehr durch den Einsatz von chemischen Zusätzen, sondern biologisch gereinigt.

Neben Bademöglichkeiten bietet das Freibad einen Kinderspielplatz, Tischtennisplatten, eine Fußballwiese, separate FKK-Bereiche für Frauen und Familien und eine weitläufige Liegewiese mit altem Baumbestand.



Die größte Attraktion im Freibad Maria Einsiedel ist seit jeher der zum Schwimmen auf eigene Gefahr freigegebene Isarkanal.
Foto 1930

Die Neurenaissance-Villa mit der charakteristischen Zweiturmfront in der Zentralländstraße 30 entstand in der ersten Hälfte der 1870er Jahre. Das Gebäude ist – ebenso wie die Häuser in der Benediktbeuerer Straße 7 und 8 – ein Überrest einer nur in Ansätzen verwirklichten Villenbebauung. 1899, im Gründungsjahr der Zentrallände, erfolgte der Umbau als Gaststätte „Zur Lände“.

Am Isarkanal wurde um 1920 die Skulptur „Die gebändigte Kraft“ von Peter Winter-Heidingsfeld aufgestellt – eine Anspielung auf die durch Kanalbauten gezähmte Isar.



Ausflugslokal
„Zur Lände“;
Grafik von 1938

Am nördlichen Ende der Zentralländstraße in Richtung Thalkirchener Brücke unterhalten der Verein Naturfreunde sowie die Kanuabteilungen mehrerer Münchner Sportvereine Bootshäuser und Vereinsgaststätten mit teilweise öffentlichen Biergärten und Spielplätzen.

Kaltwasser-Badanstalt Thalkirchen / Klinik Dr. Kurt Lichtwitz

Zwischen Schäftlarnstraße und Am Isarkanal befinden sich das Artemed Klinikum München-Süd (Am Isarkanal 30) und das Internistische Klinikum München-Süd (Am Isarkanal 36). Die Nutzung des Areals zu Heilungszwecken reicht bereits ins 19. Jahrhundert zurück.

Der Bader Joseph Bleile, der ein Spezialist für die von Vincent Prießnitz entwickelte Kaltwasserheilmethode war, praktizierte diese seit etwa 1838 in Bad Brunthal bei Bogenhausen. Wegen seiner Behandlungserfolge genoss Bleile Anerkennung in hohen Gesellschaftskreisen; ein Teil der akademischen Ärzteschaft warf ihm hingegen Pfsucherei vor. 1844 erhielt Bleile die behördliche Genehmigung, sich mit einer eigenen Wasserheilanstalt selbstständig zu machen. Nördlich des Thalkirchener Dorfkerns kaufte er ein isarnahes Grundstück mit Zugang zu frischem Quellwasser und legte zusammen mit seinem einflussreichen Unterstützer Obersthofmeister Karl Graf von Rechberg den Grundstein für ein großes Unterakunftsgebäude und ein Badhaus.

In einer umfangreichen Veröffentlichung von 1852 erläuterte Bleile die in seiner Thalkirchner Kaltwasser-Badanstalt praktizierten Prinzipien der Wasserheilkunde – eine Kombination der äußeren und inneren Anwendung von Wasser, passender Diät, mäßiger Bewegung und dem Verzicht auf sämtliche Arzneien und chirurgische Operationen –, sowie die konkreten Darreichungs- und Anwendungsformen von Wasser als Heilmittel für das jeweilige Krankheitsbild. Bleile beschrieb anhand von Patientenberichten Behandlungserfolge bei nahezu jedem Leiden, wie Augenschwäche, Gicht,



Die von Joseph Bleile errichtete Kaltwasser-Bad-anstalt wurde unter seinen Nachfolgern zur Kuranstalt Bad Thalkirchen. Die kolorierte Grafik von 1905 zeigt die weitläufige Anlage, die zwischen 1900 und 1920 dem Mediziner Karl Uibeleisen gehörte.

Keuchhusten, Rheumatismus, Schlaganfall, Unterleibs- und Geschlechtskrankheiten. Auch bei „Hypochondrie und Schwermuth“ sowie „Irrsinn, Geisteskrankheit, Narrheit“ empfahl er bestimmte Badetechniken und Wasserkuren. Zwischen April und Oktober 1846 ließen sich 71 Personen in Bleiles Anstalt behandeln, davon kamen 50 aus München, ein Patient aus Lyon, ein anderer aus Stockholm. Im Geschäftsjahr 1849/1850 kamen 130 Kranke, davon waren 117 Männer und 13 Frauen. 1875 verkaufte Bleile sein Unternehmen, das seine Nachfolger unter der teilweisen Fortführung und Weiterentwicklung von Bleiles Methoden als medizinisches Bad etablierten.

Von 1883 bis 1897 leitete der Arzt Vitus Stammeler das Bad, baute es aus und steigerte die Zahl der Gäste auf 314 im Jahr 1887. 1905 warb der Arzt Karl Uibeleisen, dem die Anlage inzwischen gehörte, in einer Zeitungsanzeige für seine „in herrlichem Park im Isartale“ gelegene Kur- und Wasserheilanstalt, wo elektrische Wechselstrombäder, Sandbäder, Luft- und Sonnenbäder angeboten wurden.

Für 600.000 Reichsmark kaufte der Internist Kurt Lichtwitz 1920 das Kurbad, das er in eine moderne Klinik mit Abteilungen für Gynäkologie, innere Medizin und neurologische Krankheiten umwandelte; erholungsbedürftige Kurgäste wurden weiterhin aufgenommen. Lichtwitz war sozial veranlagt: In den wirtschaftlich angespannten 1920er Jahren verpflegte er täglich arme Kinder und Erwachsene aus der Umgebung mit Essen, das von der Klinikverpflegung übriggeblieben war.

Weil Lichtwitz Jude war und er in seiner Klinik auch jüdische Ärzt*innen beschäftigte, war er nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten antisemitischen Attacken ausgesetzt. Im zeitlichen Umfeld der antisemitischen Boykottaufrufe vom 1. April 1933 wurde sein Krankenhaus als jüdischer Betrieb gebrandmarkt und seine Patient*innen von SA-Leuten beschimpft und eingeschüchert. In dieser von antisemitischem Terror geprägten Zeit starb Kurt Lichtwitz am 27. Mai 1933 im 52. Lebensjahr an den Folgen einer Durchblutungsstörung des Herzens, die durch körperliche oder psychische Belastung verursacht werden kann. Er ist auf dem Alten Israelitischen Friedhof (*siehe KGP 6*) bestattet.

Im Adressbuch von 1933 ist unter der Anschrift von Lichtwitz' Klinik (damals Isartalstraße 82, heute Am Isarkanal 30) die praktische Ärztin Marga Rosenberg eingetragen, die

Der Internist Kurt Lichtwitz strukturierte die ehemalige Kuranstalt in eine moderne Klinik mit verschiedenen Abteilungen um. Das Foto entstand circa 1925 im Operationssaal mit dem vor dem OP-Tisch stehenden Kurt Lichtwitz.



seit 1930 zusammen mit ihrem Ehemann, dem Arzt Fritz Rosenberg, bei Lichtwitz arbeitete. Unter dem Eindruck der antisemitischen Aggressionen verließ das Ehepaar Deutschland 1933. Ebenso wie der jüdische Arzt Wladimir Eliasberg, seit 1928 Leiter der neurologischen Abteilung; er betreute in Thalkirchen Erwachsene und Kinder mit Sprachstörungen. Am 20. November 1941 wurden Georg Lichtwitz und Marta Maria Lichtwitz-Düren, der Bruder und die geschiedene Ehefrau von Kurt Lichtwitz, zusammen mit rund 1.000 Jüdinnen und Juden von München in die Festungsstadt Kaunas deportiert und dort nach ihrer Ankunft erschossen.

Nach Kurt Lichtwitz' Tod verkaufte seine zweite, nichtjüdische Ehefrau die Klinik 1935 für nur 305.000 Reichsmark, also etwa die Hälfte des Kaufpreises von 1920. Käufer waren der Chirurg Franz Rinecker und der Internist Heinrich Müller. Aus nicht bekannten Gründen lösten die Ärzte die Klinikgemeinschaft 1937 auf und führten ihre jeweiligen Bereiche als eigenständige Privatkliniken. Diese gewährleisteten über Jahrzehnte die medizinische Versorgung im Münchner Südwesten.

Thalkirchen-Obersendling-Forstenried-Fürstenried-Solln

19

Rundgang 2: Obersendling



Neue Schießstätte

Die Neue Schießstätte der HSG entstand 1893 in nahezu unbebauter Umgebung. Die Aufnahme aus dem Jahr 1899 zeigt die repräsentative Schauseite des Hauptgebäudes. Unterhalb des wappenverzierten Giebels markieren hohe Fenster den großen Festsaal.

In der Zielstattstraße 6 befinden sich die Sportanlagen der königlich privilegierten Hauptschützengesellschaft von 1406 (HSG), mit öffentlicher Gastwirtschaft und einem idyllisch gelegenen Biergarten mit altem Baumbestand. Die sich in westliche Richtung erstreckende Zielstattstraße erhielt ihren Namen 1901 in Anlehnung an die Neue Schießstätte.

Die Schießstätte der traditionsreichen HSG befand sich von 1853 bis 1893 auf der Theresienhöhe. Wegen der heranrückenden Wohnbebauung und des geplanten Ausstellungsparks musste der Schießplatz aufgegeben werden.

Als Standort für ein neues Schützenheim wählte die HSG ein Grundstück in der Nähe des Bahnhofs Mittersending, direkt an der Grenze zur damals noch selbständigen Gemeinde Thalkirchen. Den im Mai 1892 ausgeschriebenen Wettbewerb gewannen die Architekten Paul Pfann und Günter Blumentritt. Bereits im Oktober 1893 wurde die Neue Schießstätte mit einem Festschießen feierlich eingeweiht. Die mit Betonmauern und Zäunen gesicherte Anlage ist so konzipiert, dass das Hauptgebäude als Riegel fungiert, der die an seiner Westseite befindlichen Schießstände und das westlich anschließende Schussfeld vom im Osten gelegenen öffentlichen Garten vollständig abtrennt. Ursprünglich erstreckte sich das Schussfeld sehr viel weiter nach Westen und bot Übungsmöglichkeiten für die Entfernungen von 130, 175, 300 und 450 Meter. Die nach Grundstücksverkäufen verkürzte Freischussanlage bietet aktuell 50-Meter-Schießstände für Freie Pistole sowie 50- und 10-Meter-Schießstände für Kleinkalibergewehr.

Das Zentrum des Hauptgebäudes bildet seit jeher der sogenannte Ladsaal mit Schießanlagen im Erdgeschoss. Im Erdgeschoss ist außerdem die öffentliche Gastwirtschaft. Eine Etage höher befinden sich die Repräsentations- und Festräume der HSG: Am bekanntesten ist der große Festsaal mit hölzernem Tonnengewölbe, historischen Schützenscheiben und der Darstellung der Schützenliesl des Malers Friedrich August von Kaulbach.

Im nördlichen Grundstücksteil kam 2009 eine neue Trainingsanlage für Sommerbiathlon hinzu mit 10-Meter-Schießständen für Biathlongewehr und 50-Meter-Schießständen für Biathlon-Lasergewehr sowie einer 800 Meter langen Laufstrecke.





Zwischen Sendlinger Wald, Kleingärten und der Wohnanlage Zielstattstraße/Tulpenweg entstanden im Frühjahr 1942 die Sammellager II und III mit einer Gesamtaufnahmekapazität für 2.400 Zwangsarbeiter*innen. Die am westlichen Ende der Zielstattstraße einander gegenüberliegenden Barackenlager sind auf der Aufnahme der britischen Luftaufklärung vom 4. März 1943 östlich des Sendlinger Walds deutlich erkennbar.

Sammellager II und III Zielstattstraße

Aufgrund der anhaltenden Einberufungen männlicher Arbeitskräfte zur Wehrmacht bei gleichzeitiger Ausweitung der kriegsbedingten Produktionsvorgaben waren sämtliche Wirtschaftsbereiche im Zweiten Weltkrieg von erheblichem Arbeitskräftemangel bestimmt. Um Arbeitskräfte zu gewinnen, begann das NS-Regime ab 1939 mit der massenhaften – meist gewaltsamen – Rekrutierung von ausländischen Zivilarbeiter*innen und von Kriegsgefangenen.

Im gesamten Stadtgebiet und besonders auch im industriell geprägten Obersendling brachten die Betriebe ihre ausländischen Arbeitskräfte in angemieteten Gaststätten und Wohnhäusern oder auf dem Firmengelände in Fabrikgebäuden und Baracken unter. Diese unregelmäßige dezentrale Unterbringung war aus Behördensicht unerwünscht. Um eine bessere Kontrolle über die ausländischen Zwangsarbeiter*innen zu erlangen, wurden ab 1942 Barackensammellager mit Aufnahmekapazitäten von mehreren hundert bis über eintausend Personen errichtet.

Zu den größten Massenunterkünften, die ab 1942 in München entstanden, gehörten die Sammel- beziehungsweise Gemeinschaftslager II und III in der Zielstattstraße. Die beiden einander gegenüberliegenden Lager waren laut eines Schreibens der Münchner Außenstelle des Reichsministers für Bewaffnung und Munition vom 19. Juli 1942 für „zusammen vorerst 1320 und 1080 Personen“ geplant. Für die Verwaltung der Lager bestimmte die Rüstungsbehörde den Rüstungsbetrieb Friedrich Deckel AG, ansässig in der Waackirchner Straße/Tölzer Straße, der zur Bewachung SS-Leute aus seinem Betrieb einsetzte. Zahlreiche weitere kriegswichtige Betriebe mieteten Barackenplätze für ihre jeweilige

Ausländerbelegschaft an, darunter die Firmen Cyclo, Grob, Katzenberger, Linhof, Perutz, Saumweber und Uher.

Lager II war für männliche, Lager III für weibliche Arbeitskräfte bestimmt. Eine systematische Auswertung der lückenhaft überlieferten Lagerlisten steht aus. Diesen ist zu entnehmen, dass die dort Untergebrachten sowohl aus Westeuropa stammten, vor allem aus Frankreich, den Niederlanden, Belgien und Italien, als auch aus Osteuropa und der Sowjetunion, insbesondere aus Polen, der Ukraine und Russland. Die rassistische NS-Ideologie schlug sich in der Hierarchisierung der Zwangsarbeiter*innen nieder: Personen aus Polen und sogenannte Ostarbeiter – also Menschen aus der Sowjetunion –, wurden schlechter behandelt und schlechter versorgt als westeuropäische Arbeitskräfte. Die Zustände, die in den Lagern an der Zielstattstraße herrschten, sind bislang nicht erforscht.

Wie hoch die tatsächliche Auslastung der Lager II und III war, ist nicht bekannt. Aus den Lagerlisten lässt sich eine hohe Fluktuation ablesen; viele Zwangsarbeiter*innen blieben nur einige Wochen oder Monate, bevor sie in andere Lager überwiesen oder in die Heimat entlassen wurden. Bei dem schweren Luftangriff, der in den frühen Morgenstunden des 7. September 1943 erfolgte, wurden etliche Baracken zerstört. Wie viele Bewohner*innen dabei getötet wurden, ist nicht bekannt. Das Sterberegister nennt den an diesem Tag im Barackenlager an der Zielstattstraße verstorbenen Hilfsarbeiter Iwan Dolinskij, geboren am 4. Januar 1924 in Winnyzja (Ukraine). Der Leichnam des 19-Jährigen wurde wenige Tage später im Nordfriedhof in einem Massengrab für in München verstorbene Russen – hierzu zählte man auch Menschen aus der Ukraine – bestattet und 1959

in den Ehrenhain des Friedhofs Perlacher Forst verlegt. Der 37-jährige Niederländer Jan de Visser, der ebenfalls im Lager Zielstattstraße wohnte, starb am 7. September 1943 im Krankenhaus rechts der Isar – möglicherweise infolge von beim Angriff erlittenen Verletzungen.

Die Lager II und III wurden nach der Zerstörung teilweise wiederaufgebaut und weitergenutzt. Anfang 1944 waren dort 169 männliche und 427 weibliche Arbeitskräfte untergebracht. Ob und wie die Lager nach dem Zweiten Weltkrieg genutzt wurden ist nicht bekannt. Luftbilder zeigen, dass die Baracken Anfang der 1950er Jahre restlos entfernt waren. Der Bereich von Lager III war als östliche Erweiterung der Siemens-Siedlung vorgesehen, die jedoch nicht realisiert wurde; erst in den späten 1980er Jahren entstand auf dem Grundstück im Bereich Zielstattstraße 103 eine Wohnanlage. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite, in der Zielstattstraße 74, ließ die Stadt München in den 1960er Jahren eine Grund- und Hauptschule errichten.

Im Münchner Stadtgebiet gab es mehr als 400 Lager für die rund 150.000 Zwangsarbeiter*innen, die während des Zweiten Weltkriegs in Münchner Unternehmen, privaten und städtischen Betrieben, in Geschäften und für Privatpersonen arbeiten mussten. Unter der wissenschaftlichen Leitung des NS-Dokumentationszentrums München entsteht auf dem Gelände des ehemaligen Zwangsarbeiter*innenlagers des Reichsbahnausbesserungswerks Neuaubing – dem letzten erhaltenen Lagerkomplex Münchens – der städtische Erinnerungsort Neuaubing, der sich dem Themenkomplex Zwangsarbeit widmet und das Schicksal der Zwangsarbeiter*innen in den Mittelpunkt stellt.





Siemens-Siedlung

Die Aufnahme von 1955 zeigt den begrünten Innenhof der Siemens-Siedlung mit umgebenden Wohnblöcken; darunter die zwölfgeschossige Wohnhausscheibe und das 51 Meter hohe Sternhochhaus I.

Die nach dem Zweiten Weltkrieg beschlossene Erweiterung des Siemens & Halske-Werks in der Hofmannstraße machte es erforderlich, Wohnraum für die dringend benötigten Fachkräfte zu schaffen, die das Unternehmen für München gewinnen wollte. Zu diesem Zweck erwarb der Elektronikkonzern 1948 ein nordwestlich des Obersendlinger Firmenstandorts gelegenes Grundstück an der Boschetsrieder Straße, das damals noch bewaldet war. Dort sollte, anknüpfend an die Tradition der Berliner Siemens-Stadt, eine moderne Werkssiedlung in räumlicher Großzügigkeit, hoher Bauqualität und international anerkannter Architektur

entstehen. Die Siemens Wohnungsgesellschaft (SWG) beauftragte Emil Freymuth (1890 – 1961), einen der bekanntesten Münchner Architekten des modernen Wohnungsbaus, mit der Planung und Umsetzung des Projekts. Von Freymuth stammte beispielsweise die im Stil des Neuen Bauens 1928/1929 errichtete Wohnhauszeile in der Aidenbachstraße 87–99 der Baugenossenschaft für Kleinwohnungsbauten Freiland.

Um sich über aktuelle Wohnungsbauprojekte und Wohnhochhäuser zu informieren, reiste Freymuth 1951/1952 nach Mailand, Bern und Zürich. Ein Ergebnis dieser Reisen war, dass er den ursprünglich rechteckig geplanten Punkthochhäusern einen sternförmigen Grundriss gab, wie er ihn beim Besuch der neuen Hochhäuser in Zürich-Letzi-graben gesehen hatte. Die Sternform ermöglichte Treppen und Fahrstühle im Mittelbereich sowie die Anordnung von jeweils einer Wohnung je vorspringendem Trakt; pro Geschoss entstanden folglich drei Wohnungen. Damit alle Parteien einen Keller bekamen, wurden die 17-geschossigen Sternhochhäuser doppelt unterkellert. Mit 51 Metern waren die Obersendlinger Sternhochhäuser bei ihrer Fertigstellung die höchsten Wohngebäude in München.



Der Bildhauer Joachim Berthold (1917–1990) schuf 1955 die Bronzeplastik „Der Schauende“ für die Grünanlage der Siemens-Siedlung. Foto 2022

Insgesamt entstanden zwischen 1952 und 1954 zwischen Boschetsrieder Straße, Ramsauer Straße, Zielstatt- und Halskestraße 14 Baukörper in lockerer Bebauung. Die rund 530 Wohnungen der Siemens-Siedlung hatten Deckenheizungen und wurden über ein Heizwerk mit Warmluft versorgt. Waren des täglichen Bedarfs gab es in der zur Siedlung gehörenden Ladenzeile, Boschetsrieder Straße 118. Die Wohngebäude und die Ladenzeile stehen als Einzelbauwerke unter Denkmalschutz. Die Garagen und Tennisplätze an der Ecke Zielstatt-/Halskestraße wurden Ende der 1980er Jahre durch ein fünfgeschossiges Wohnhaus ersetzt. Das ursprünglich von Freymuth vorgesehene Sternhochhaus III wurde nicht gebaut. Erst seit 2006 gibt es in der Siemens-Siedlung, in der Leo-Graetz-Straße 16, ein drittes Sternhochhaus; dieses entstand im Auftrag der SWG nach Plänen des Architekturbüros Otto Steidle.

Nach dem beschlossenen Rückzug von Siemens aus Obersendling verkaufte die SWG die Siemens-Siedlung im Jahr 2009 an ein Konsortium, bestehend aus der Wohnbau GmbH, der GBW-Gruppe und der Volkswohnung GmbH.

Leo-Graetz-Straße

Die von 1952 bis 1954 errichtete Siemens-Siedlung wird von drei Straßenzügen erschlossen. Die Namen der beiden von der Boschetsrieder Straße nach Norden verlaufenden Straßen – Halske- und Schuckertstraße – erinnern seit 1952 an Persönlichkeiten, die mit der Unternehmensgeschichte von Siemens verbunden sind: Johann Georg Halske (1814–1890) gründete 1847 mit Werner Siemens (1816–1892) die Telegraf-Bau-Anstalt Siemens & Halske in Berlin. Johann Sigmund Schuckert (1846–1895) war der Gründer eines Nürnberger Elektrizitätsunternehmens, das früh mit Siemens-Technik arbeitete und diese weiterentwickelte; Schuckert & Co. wurde 1903 von Siemens & Halske als Siemens-Schuckert-Werke übernommen.

Die die Siedlung von Osten nach Westen querende Straße heißt erst seit 1961 Leo-Graetz-Straße. Wegen der ursprünglich geplanten Ausdehnung der Siemens-Siedlung bis zur Steinmetzstraße hatte man den bestehenden Nelkenweg nach Westen verlängert. Die Nichtrealisierung des östlichen Teils der Siemens-Siedlung kappte den Nelkenweg und erzwang die Umbenennung des Straßenabschnitts zwischen



Der wegen seines anschaulichen Vortragsstils bei Studierenden und bei wissenschaftlich interessierten Laien angesehene Physiker Leo Graetz in einem Porträt von Franz von Stuck aus dem Jahr 1906

Halskestraße und Ramsauer Straße. Bei der Suche nach einem geeigneten Straßennamen griff das zuständige Baureferat einen älteren Vorschlag des Technikhistorikers Friedrich Klemm (1904–1983) vom Deutschen Museum auf, der mündlich angeregt hatte, den damals nahezu vergessenen, einst aber sehr bekannten Münchner Physiker Leo Graetz (1856–1941) mit einem Straßennamen zu würdigen.

Der aus Breslau stammende Graetz studierte Mathematik und Physik in Berlin und Breslau. Nach der Promotion war er Assistent in Straßburg und habilitierte sich 1881 an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität (LMU); er wurde Privatdozent, 1893 außerordentlicher Professor. Während der Erkrankung und nach dem Tod des Lehrstuhlinhabers Eugen von Lommel (1837–1899) leitete Graetz kommissarisch das Institut für Physik. Die Berufung Conrad Röntgens (1845–1923) im Jahr 1900 – dieser erhielt 1901 den Nobelpreis für Physik – schränkte Graetz' Möglichkeiten am Institut ein. In dieser Zeit profilierte er sich in der Lehre: Graetz' Vorlesungen waren beliebt und zogen bis zu 500 Studierende an; die von ihm verfassten Lehrbücher über Elektrizitätslehre und Magnetismus erzielten zahlreiche Auflagen und wurden in mehrere Sprachen übersetzt. 1908 erhielt Graetz an der LMU einen persönlichen Lehrstuhl; 1926, im Alter von 70 Jahren, wurde er auf eigenen Wunsch emeritiert.

Der Experimentalphysiker, dem an der breitenwirksamen Vermittlung seiner Disziplin lag, war seit der Gründungsphase mit dem Deutschen Museum verbunden: Graetz wirkte ab 1904 am Aufbau der Physik-Sammlung mit, hielt öffentliche Vorträge und war an der Ausstellungskonzeption beteiligt. Der von ihm verantwortete Ausstellungsbereich wurde zum Publikumsmagneten und berücksichtigte die aktuelle Forschung einschließlich der Relativitätstheorie

Albert Einsteins. 1912 wurde Graetz zum lebenslangen Ausschussmitglied des Deutschen Museums gewählt; in Anerkennung seiner Verdienste um die Museumsgründung überreichte ihm der Freistaat Bayern 1926 den Goldenen Ehrenring.

Der Erläuterungstext der Leo-Graetz-Straße von 1961 erwähnt wesentliche Aspekte der Forscherbiografie, einschließlich der von Graetz erfundenen und nach ihm benannten Graetzschaltung und hebt hervor, dass sich Graetz mit den Erfindungen Werner von Siemens' befasste. Graetz' jüdische Abstammung – er war der Sohn des bekannten jüdischen Historikers Heinrich Graetz (1817–1891), der einer der schärfsten Kontrahenten des nationalistisch-antisemitischen Historikers Heinrich von Treitschke (1834–1896) war – spielte bei der Straßenbenennung keine Rolle und bleibt im offiziellen Erläuterungstext bislang unerwähnt.

Dass Leo Graetz in seiner aktiven wissenschaftlichen Laufbahn Diskriminierungen erfuhr, weil er Jude war, ist nach derzeitigem Forschungsstand nicht nachweisbar. Spätestens seit dem Machtantritt der Nationalsozialisten sah er sich beruflich und in seinem Privatleben – seit 1883 war er mit Emilie, geb. Heller, verheiratet und hatte mit ihr zwei Kinder – antisemitischer Ausgrenzung und der sukzessiven Beraubung seiner bürgerlichen Existenz ausgesetzt. Graetz, der als Emeritus noch bis 1933 Vorlesungen hielt, fiel als Altbeamter unter eine Ausnahmeregelung des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom April 1933 und durfte zunächst in der Fakultät bleiben. Die Lehrbefugnis und die – ursprünglich lebenslang gewährte – Mitgliedschaft im Ausschuss des Deutschen Museums wurde ihm auf der Basis des Reichsbürgergesetzes vom September 1935 entzogen.





Das Foto von circa 1934 zeigt von links nach rechts Leonie von Seuffert (1884–1955) mit ihren Eltern Leo und Emilie Graetz (1862–1937) vor dem Haus Leopoldstraße 4, wo letztere von September 1933 bis 1936 in einer Pension lebten. Vorher, in den Jahren von 1904 bis 1933, war das jüdische Ehepaar in der Friedrichstraße 26 gemeldet. Tochter Leonie war mit dem nicht-jüdischen Münchner Gynäkologen Ernst von Seuffert (1879–1952) verheiratet und zum Katholizismus konvertiert; sie galt im NS-Staat als Jüdin und musste ab Ende 1941 Zwangsarbeit leisten.

Bereits im September 1933 – lange vor der systematischen Vertreibung von Jüdinnen und Juden aus ihren Wohnungen – verließen Emilie und Leo Graetz nach fast drei Jahrzehnten ihre Wohnung in der Friedrichstraße 26 und kamen anschließend provisorisch in Pensionen unter: zunächst in der Leopoldstraße 4, ab 1936 in der Martiusstraße 8. Bald nach Emilie Graetz' Tod zog der Witwer 1938 in die Güllstraße 8 zur Familie seiner Tochter Leonie von Seuffert. Wie alle Jüdinnen und Juden wurde Leo Graetz durch staatliche Verordnungen seines Besitzes beraubt; so musste er 1939 eine sogenannte Judenvermögensabgabe in Höhe von 8.250 Reichsmark leisten sowie Schmuck- und Wertgegenstände gegen einen geringen Betrag beim Städtischen Leihamt abgeben. Er starb am 12. November 1941 – soweit bisher bekannt – eines natürlichen Todes; acht Tage später, am 20. November 1941, erfolgte die erste Deportation mit knapp 1.000 Jüdinnen und Juden aus München. Leo Graetz wurde im Neuen Israelitischen Friedhof neben seiner Frau und neben seinem Sohn Paul – dieser starb aus bislang unbekannten Gründen am 9. November 1933 im Israelitischen Krankenhaus in Leipzig – beerdigt.

Südwestlich der Siemens-Siedlung entstand zwischen 1967 und 1970 entlang von Boschetsrieder Straße und Listseeweg/Mauthäuslstraße eine Wohnanlage mit rund 1.200 Wohnungen. Die drei 15-geschossigen Wohntürme plante der Münchner Architekt Ernst Maria Lang. In einem wohnte 1977 vorübergehend der damalige bayerische Ministerpräsident Franz Josef Strauß mit seiner Familie, um die Fertigstellung des Privathauses in der Hirsch-Gereuth-Straße zu überbrücken (siehe KGP 7). Von einem der benachbarten Wohnhaustürme aus plante die Rote-Armee-Fraktion (RAF) einen Terroranschlag auf die Strauß-Wohnung, der rechtzeitig vereitelt wurde.

Heizkraftwerk Sendling

Um die geplanten Großsiedlungen in Fürstenried und Forstenried, das neue Klinikum Großhadern und das Obersendlinger Industriegebiet mit Fernwärme und elektrischem Strom zu versorgen, beschloss die Stadt München 1959 den Bau eines neuen Heizkraftwerks. Auf einem Grundstück am westlichen Ende der Kistlerhofstraße sollte ein modernes Gasturbinenkraftwerk entstehen, das das Prinzip der Kraft-Wärme-Kopplung nutzte: Die bei der Stromerzeugung entstehende Wärme wird zur Erhitzung von Wasser eingesetzt; dieses wird in großen Speichern gesammelt und über Rohrleitungen zu den Verbrauchern gepumpt. Das neue Heizkraftwerk konnte – anders als die bestehenden Heizkraftwerke in der Innenstadt – bedarfsgerecht eingesetzt werden und durch spezielle Umschaltvorkehrungen entweder Strom und Heizwärme in variablen Mengen produzieren oder der reinen Stromerzeugung beziehungsweise der reinen Heizwärmeabgabe dienen. Das Heizkraftwerk Sendling funktionierte auf Erdgasbasis; im Fall von Engpässen konnte es aber auch mit Heizöl betrieben werden, das auf dem Gelände in großen Tanks vorgehalten wurde.

Wegen des akuten Bedarfs wurde das wichtige Infrastrukturprojekt rasch umgesetzt: Der Grundsatzbeschluss des Stadtrats fiel am 13. Oktober 1959, die Bauarbeiten begannen bereits am 7. März 1960, nachdem die Stadt das Grundstück erst kurz zuvor erworben hatte. Der erste von der Firma Siemens-Schuckert gelieferte 22-Megawatt-Gasturbobatz wurde Anfang 1961 installiert und lief mehrere Monate unter der Aufsicht der Herstellerfirma. Am 19. Januar 1962, noch während des Probetriebs, ereignete sich ein schwerer Unfall: In der Brennkammer kam es in kurzem Abstand



zu zwei heftigen Detonationen, Wände stürzten ein, Rohrleitungen wurden zerstört und große Heizölbehälter gerieten in Brand. Da am Tag des Brandausbruchs noch intensiv am Innenausbau des Heizkraftwerks gearbeitet wurde, befanden sich zum Zeitpunkt des Unglücks mehr als hundert Personen im Gebäude. Die starke Qualmentwicklung erschwerte die Rettungs- und Löscharbeiten der städtischen Berufsfeuerwehr, die von Feuerwehrlauten der in München und Umgebung stationierten US-Armee unterstützt wurde. Die US-Armee stellte ein

Nach den Heizkraftwerken an der Müller- und der Theresienstraße entstand in Obersendling ein drittes städtisches Heizkraftwerk. Die Aufnahme zeigt den Stand der Bauarbeiten im Oktober 1960: Über dem Stahlskelettkorpus des Kesselhauses ragte bereits ein Teil des ersten von zwei Blechschornsteinen, die nach ihrer Fertigstellung jeweils 80 Meter hoch waren. Das Heizkraftwerk Sendling wurde mit zwei Gasturbinen der Firma Siemens-Schuckert betrieben.





Das Kunstwerk aus Bronze stellt den griechischen Sonnengott Helios auf seinem Feuerwagen dar. Das Werk eines unbekannten Künstlers steht symbolhaft für den Menschheits- trauma, Energiegewinnung beherrschbar zu machen, was – wie die Unfälle im Heizkraftwerk Sendling zeigen – immer mit großen Gefahren verbunden ist. Das Bildnis hing ursprünglich über der Eingangstür zum Kraftwerk. Seit dem Umbau schmückt es die Zufahrt zur neuen Tiefgarage. Foto 2023

modernes Speziallöschfahrzeug zur Verfügung sowie zwei Hubschrauber, die große Mengen Schaumlöschmittel zum Brandort brachten. Mit Hilfe eines US-Hubschraubers konnten zwei Arbeiter, die auf das Dach des 46 Meter hohen Maschinenhauses geflohen waren, gerettet werden. Zwei Menschen – ein Handwerker und ein Ingenieur – kamen ums Leben, circa 14 Personen wurden teilweise schwer verletzt in die Rinecker-Klinik gebracht.

Nach dem schlimmen Vorfall wurde das Heizkraftwerk repariert, weitere Sicherheitsvorkehrungen installiert und der Betrieb aufgenommen. Wegen des anhaltend steigenden Fernwärmebedarfs beschloss die Stadt München bereits im Januar 1966 den Bau des Heizwerks an der Koppstraße/Ruppert-Mayer-Straße.

Trotz erhöhter Schutzmaßnahmen ereigneten sich im Heizkraftwerk Sendling auch später noch Unfälle: Im Juli 1987 implodierte ein großer Wassertank und am letzten Tag des Jahres 1992 kam es infolge von Explosionen erneut zu einem Großbrand, der erst nach vielen Stunden unter Kontrolle gebracht wurde.

Das Heizkraftwerk versorgte große Teile des Münchner Südens und blieb bis 1999 in Betrieb. Nach Jahren des Leerstands kaufte 2010 ein Investor – die Kerscher Immobilien Holding GmbH – das stadtbildprägende Gebäude und ließ es durch das Architekturbüro Stenger 2 und Partner umbauen. Durch Freilegung der Stahlkonstruktion entstanden in der Drygalski-Allee 25 großzügige Verkaufsräume, Loftbüros und ein Restaurant mit öffentlicher Dachterrasse; außerdem zwei Wohnungen und eine Tiefgarage.

Im Geviert Kistlerhof-/Ortenburg-/Aidenbachstraße/Leutstettner Straße liegt ein Wohnblock mit großem Innenhof. Die Anlage wurde in den 1920er Jahren durch die Baugenossenschaft für Kleinwohnungen Freiland errichtet.

Am Maisinger Platz 22 entstand 1955/1956 die von Franz Berberich und Oskar Haßlauer geplante katholische Kirche St. Joachim, die einen ovalen Grundriss aufweist.



Hermann-von-Siemens-Sportpark

Nach dem Wegzug der Siemens AG aus Obersendling fiel der Hermann-von-Siemens-Park – so die ursprüngliche Bezeichnung – in eine Art Dornröschenschlaf. Verwaiste Tischtennisanlage in der stillgelegten Siemens-Betriebs-sportanlage 2014

Auf Siemens-Betriebsflächen südlich der Siemensallee – 1959 benannt nach der Unternehmerfamilie Siemens – eröffnete 1959 der nach dem ehemaligen Vorstandsmitglied Hermann von Siemens (1885–1986) benannte Park. Siemens-Beschäftigte konnten den von Hans Maurer geplanten, mit diversen Sportanlagen, weitläufigen Grün- und Spielflächen ausgestatteten Park für Sport und Freizeitaktivitäten nutzen. In der Siemensallee 61 erinnert der denkmalgeschützte Eingangsbereich an die ursprüngliche Nutzung als Betriebs-sportanlage.

Seit der Eröffnung ist der STC, 1959 gegründet als Siemens-Tennis-Club München e.V., auf dem Gelände. Seit 1989 können auch Personen beitreten, die nicht zum Siemens-Konzern gehören. Die rund 1.500 Vereinsmitglieder des STC trainieren auf 23 Tennisplätzen; die Vereinsgaststätte mit Biergarten steht auch Nicht-Mitgliedern offen.

Im Jahr 2017 übernahm die Landeshauptstadt München die rund 13,6 Hektar große ehemalige Betriebssportanlage, entfernte die Zäune und machte sie nach umfassenden Ertüchtigungsmaßnahmen sukzessive öffentlich zugänglich. Der Hermann-von-Siemens-Sportpark verfügt über wertvollen alten Baumbestand und ist – ebenso wie das nördlich der Siemensallee gelegene Siemens-Wäldchen – ein geschützter Landschaftsbestandteil.



Das Foto zeigt Siemens-Angestellte im begrünten, von den Gebäuden der ehemaligen Isaria-Zählerwerke gesäumten Innenhof im Jahr 1960. Das Industrieviertel wird überragt von Fabrikschlöten und den weißen Wohntürmen der Siemens-Siedlung.



Siemenswerke Hofmannstraße

Die Keimzelle der langjährigen Präsenz des Siemens-Konzerns in Obersendling ist das ehemalige Fabrikgelände der Isaria-Zählerwerke AG in der Hofmannstraße 51. Von dieser Adresse aus erfolgten ab 1949 sämtliche Erweiterungen, Neubauten und Anmietungen, so dass das Unternehmen – seit 1966 Siemens AG – im Stadtteil prägend war. Die Siemens AG und zahlreiche weitere Industriebetriebe in Obersendling profitierten auch von Arbeitsmigration durch die Anwerbeabkommen seit Mitte der 1950er bis in die 1970er Jahre. Viele der ausländischen Arbeitskräfte blieben in München; aus sogenannten Gastarbeitern wurden Münchner*innen. Der Rückzug von Siemens aus Obersendling im Jahr 2008 leitete – besonders auf dem ehemaligen Kernareal – umfassende Veränderungen ein. In der Hofmannstraße 51 soll der luftig-weiße Bürokomplex, den die Siemens AG nach Plänen des renommierten New Yorker Architekten Richard Meier 1990 errichten und 2006 sanieren ließ, abgerissen und nachverdichtet werden.

Die Isaria-Zählerwerke wurden 1905 durch den vormals bei Schuckert & Co. beschäftigten Ingenieur Georg Hummel in München gegründet. Drei Jahre später zog das rasch wachsende Unternehmen von der Dreimühlenstraße in den Firmenneubau an der Hofmannstraße 51, der über ein Industriegleis der Isarwerke mit der Bahnstation Mittersendling verbunden war. 1910 produzierten über 1.000 Angestellte jährlich circa 75.000 Elektrizitätszähler und circa 20.000 Kleinmotoren; außerdem Klingeltransformatoren, Ventilatoren und Metallfadenlampen.

1927 kauften die Berliner Siemens-Schuckert-Werke die Isaria-Zählerwerke AG und verlegten die Zählerfertigung in das Nürnberger Zählerwerk von Schuckert & Co. Das rund 20.000 Quadratmeter große Werksgelände in Obersendling wurde an die 1847 in Berlin gegründete Siemens & Halske AG verkauft, die im östlichen Teil der Fabrik die Vereinigte Bayerische Telefonwerke AG (VBT) unterbrachte, deren Mehrheitsanteile sie besaß.

Unter der Regie von Siemens & Halske stellte das Isaria-Werk Werkzeuge und Teile für die VBT her, welche Telefon- und Fernmeldegeräte nach Patenten der Siemens & Halske AG für die Reichspost produzierte. Anfangs klagte die VBT über eine geringe Auftragslage, der Reingewinn lag im Geschäftsjahr 1930/1931 bei 77.661 Reichsmark. Nach der NS-Machtübernahme verbesserten sich die Zahlen und im Geschäftsjahr 1936/1937 stieg der Reingewinn auf 113.858 Reichsmark. Als Rüstungskonzern produzierten Siemens & Halske und die VBT für die Wehrmacht. 1944 beschäftigte das Unternehmen am Standort Hofmannstraße 367 Zwangsarbeiter, mehrheitlich Frauen, die größtenteils im Lager Boschetsriederschule untergebracht waren.



1940 kaufte der Konzern den früheren Rennplatz südlich der Kistlerhofstraße und vergrößerte das Obersendlinger Firmengelände auf rund 40.000 Quadratmeter; zehn Jahre später verdoppelte sich die Fläche durch weitere Zukäufe auf rund 80.000 Quadratmeter. Mit der Überplanung des Firmengrundstücks beauftragte der Konzern den Architekten Hans Maurer (1926–2001), der in den folgenden drei Jahrzehnten für das Unternehmen tätig war und dessen architektonisches Erscheinungsbild im In- und Ausland prägte. In der Hofmannstraße entstand ab 1955 das von Maurer geplante neue Forschungs- und Entwicklungszentrum von Siemens & Halske, das sukzessive erweitert wurde. Zwischen 1961 und 1964 wurde das 23 Stockwerke hohe moderne Verwaltungsgebäude errichtet, das sogenannte Siemens-Hochhaus in der Baierbrunner Straße 54.

Am Standort Hofmannstraße waren traditionell die Bereiche Kommunikations- und Nachrichtentechnik ansässig; diese erwirtschafteten 1986 etwa 25 Prozent des Siemens-Weltumsatzes. Hierzu gehörten Forschung, Entwicklung, Produktion und Vertrieb von moderner Büro-Kommunikationstechnik, wie Telefon, Fernschreiber, Bildschirmtextgeräte, Bürocomputer sowie Netze und Vermittlungen für die Zusammenfassung dieser Geräte zu Kommunikationssystemen. Für die sichere Nachrichtenübertragung entwickelte das Unternehmen drahtlose und digitale Vermittlungs- und Übertragungssysteme mit Richtfunk-, Satellitenfunk- und Mobilfunktechnik und Glasfasertechnologie.

In der nahegelegenen Koppstraße 6 betrieb die Siemens AG eine Schule für technische Assistenzberufe, später Siemens-Technik-Akademie, wo in zwei bis dreijähriger Ausbildung staatlich geprüfte Industrietechnologen in den Richtungen



Ab den 1950er Jahren beschäftigte der Siemens-Konzern den Architekten Hans Maurer, der das Areal zwischen Hofmannstraße und Bahnlinie ab 1955 überplante. Von 1961 bis 1964 entstand das von Maurer entworfene Siemens-Hochhaus. Der 75 Meter hohe, 26 Meter breite und 60 Meter lange, von einer Aluminium-Glas-Vorhangsfassade umhüllte Stahlbetonskelettbau, war vollklimatisiert und bei seiner Fertigstellung das höchste Bürohochhaus Münchens. Nach jahrelangem Leerstand und gescheiterten Umbauplänen zum Wohnhochhaus, kündigte der neue Eigentümer 2023 an, das weithin sichtbare Bauwerk als Bürogebäude zu sanieren. Das Foto aus dem Jahr 1961 zeigt den Siemens-Parkplatz und Bauarbeiten am Hochhaus in der Baierbrunner Straße.

Datentechnik, Nachrichtentechnik und Wirtschaft ausgebildet wurden und für Mitarbeitende des Konzerns Fort- und Weiterbildungsmöglichkeiten bestanden.

1966 arbeiteten am Standort Hofmannstraße rund 19.000 Beschäftigte; trotz der Verlagerung wichtiger Geschäftsbereiche an andere Orte – beispielsweise wurde die Computereentwicklung in den 1970er Jahren an den neugegründeten Standort Neuperlach verlegt – arbeiteten in den 1980er Jahren noch mehr als 20.000 Menschen bei Siemens in Obersendling. Obwohl es einen Werksbus gab, gelangten sehr viele Angestellte mit dem Auto zu ihrem Arbeitsplatz, wovon ein steigender Bedarf an Parkplätzen zeugte. Um die Anreise mit dem Zug zu verbessern, wurde im September 1966 die Bundesbahnhaltestelle München-Siemenswerke eröffnet, die auch Beschäftigten anderer Betriebe und Privatleuten offenstand. Nach dem 2008 erfolgten Wegzug des Unternehmens erinnert der Name der S-Bahnhaltestelle Siemenswerke an dessen Ursprung als Werksbahnhof.

Auf ehemaligen Siemens-Betriebsflächen entstand zwischen 2009 und 2018 das Chinesische Generalkonsulat, Hofmannstraße 57. Mit einer Fläche von 22.000 Quadratmetern ist es das größte seiner Art in Europa.

Nach einer intensiven Planungsphase trat im Mai 2023 der Bebauungsplan in Kraft. Dieser sieht vor, dass die das Siemens-Hochhaus umgebenden ehemaligen Siemens-Bauten abgerissen und durch das neue Wohnquartier Campus Süd mit rund 1.370 Wohnungen ersetzt werden.

Maschinenfabrik A. Michaelis

Auf einem von den Isarwerken erworbenen Grundstück ließ die Mühlengesellschaft Obersendling 1903 ein Fabrikgebäude errichten. Die Firma produzierte in der Hofmannstraße 52 mobile Mahlmäschinen, die durch die Zugkraft von Pferden oder Ochsen, mit einer Dampfmaschine oder durch Motoren angetrieben werden konnten. Das einfach zu bedienende System ermöglichte landwirtschaftlichen Betrieben, ihre eigenen Erzeugnisse – zum Beispiel Weizen,



Die Aufnahme von 1917 zeigt das Fabrikgebäude in der Hofmannstraße 52 aus nordwestlicher Richtung mit Gleisanschluss für den Warentransport zum Bahnhof Mittersendling und einem Teil des Freilagers. Mieter von Grundstück und Gebäude waren damals die Maschinenfabrik A. Michaelis und die Süddeutschen Ölwerke, deren Öltanks auf den Lagerflächen im Freien standen; drei davon sind am rechten Bildrand abgebildet. Ab 1929 war die Maschinenfabrik A. Michaelis Eigentümerin und alleinige Nutzerin der circa 7.000 Quadratmeter großen Gewerbeanlage.

Roggen, Gerste und Mais – selbst zu Back- und Futtermehl zu verarbeiten; sie würden dadurch unabhängiger von anderen Dienstleistern.

Ab circa 1910 waren die Süddeutsche Oelwerke GmbH – sie produzierte und vertrieb unter anderem Autoöl der Marke Cordor –, die Maschinenfabrik A. Michaelis und deren Teilhaberin Frieda Michaelis in der Hofmannstraße 52 gemeldet.

Der Name der Maschinenfabrik A. Michaelis verweist auf den aus Königsberg stammenden Firmengründer Arthur Michaelis (1859–1904). Dieser führte 1896 ein Geschäft für Haushaltsmaschinen; wenig später wandte er sich der Herstellung von Hauswirtschaftsmaschinen, Eis- und Kassaschränken zu. Die Maschinenbau-Anstalt A. Michaelis war um 1900 zunächst am Färbergraben 25, danach in der Prielmayerstraße 14 ansässig. Als Arthur Michaelis am 3. Dezember 1904 starb, führte seine Witwe Frieda Michaelis das Geschäft mit ihren Töchtern Theodora und Elsa. 1910 stieg Gustav Mannheimer – er arbeitete seit 1908 als Prokurist im

Die in Obersendling produzierten Qualitätsmaschinen gehörten zur Ausstattung des renommierten Münchner Regina-Palasthotels. Ein Foto der Hotelwäscherei ist auf dem Katalog der Maschinenfabrik A. Michaelis von 1926 abgebildet.



Betrieb und war seit 1910 mit Theodora Michaelis verheiratet – als Gesellschafter in das Unternehmen ein.

In Obersendling produzierte die Firma Wasch-, Dampf-, Trocken- und Bügelmaschinen für Großbetriebe wie Hotels, Krankenhäuser und Kuranstalten. Die wirtschaftlich erfolgreiche Maschinenfabrik A. Michaelis kaufte 1929 Gebäude und Grundstück von der Mühlengesellschaft Obersendling und wurde alleinige Nutzerin der Fabrikanlage in der Hofmannstraße 52. Weil die Familien Michaelis und Mannheimer jüdisch waren, sahen sie sich und ihr Unternehmen nach der NS-Machtübernahme antisemitischer Diskriminierung ausgesetzt. Gustav Mannheimer war als persönlich haftender Gesellschafter der Maschinenfabrik A. Michaelis im Verzeichnis der jüdischen Gewerbebetriebe gelistet, das das städtische Gewerbeamt im März 1937 anzulegen begonnen hatte. Die antisemitischen Maßnahmen des Regimes führten zu sinkenden Aufträgen und einem Rückgang der Beschäftigten von rund 250 im Jahr 1935 auf 83 im August 1938. Nach dem staatlich initiierten Terror gegen Jüdinnen und Juden, ihre Geschäfte und ihren Besitz am 9./10. November 1938, der sogenannten Kristallnacht, wurde Gustav Mannheimer am 23. Dezember 1938 gezwungen, die Gewerbeeintragung rückwirkend zum 10. November 1938 löschen zu lassen. Das Unternehmen wurde an die Eidschink-Bank zwangsverkauft, deren Inhaber Georg Eidschink und Adolf Fischer hatten sich an zahlreichen „Arisierungen“ bereichert. Um das Exportgeschäft nicht zu gefährden, behielten die neuen Eigentümer den etablierten Firmennamen zunächst bei. Im Frühjahr 1941 erfolgte die Umbenennung in Monachia Maschinenfabrik GmbH.

Kennort: <i>München</i>	
Kennnummer: <i>A 01255</i>	
Gültig bis <i>10. September 1944</i>	
Name	<i>Michaelis</i>
Vornamen	<i>Sara, Ernestine</i>
Geburtsort	<i>München</i>
Geburtsdatum	<i>28. März 1867</i>
Beruf	<i>Fabrikbesitzerin</i>
Unseriöserische Kennzeichen	<i>keine</i>
Verlässliche Kennzeichen	<i>keine</i>
Bemerkungen: <i>keine</i>	

	
<i>Frieda Sara Michaelis</i> (Unterschrift des Kennkarteninhabers)	
München, am <i>16. September 1944</i> Polizeipräsidium <i>J. A. Mayer</i> (Unterschrift des ausstellenden Beamten)	

Weil Frieda Michaelis und Gustav Mannheimer, die das Unternehmen als persönlich haftende Teilhaber innehatten, jüdischer Herkunft waren, wurden sie in der NS-Zeit systematisch entrechtet und die Maschinenfabrik A. Michaelis als jüdischer Betrieb diffamiert. Die am 16. Februar 1939 ausgestellte Kennkarte der Frieda Michaelis nennt unter Beruf „Geschäftsteilhaberin“, die Gustav Mannheimers vom 11. März 1939 weist ihn als „Fabrikbesitzer“ aus – obwohl ihr Betrieb damals bereits „arisiert“ war. Das eingestempelte „J“ und der verpflichtende zusätzliche Vorname Sara beziehungsweise Israel kennzeichnen die Inhaberin beziehungsweise den Inhaber des amtlichen Dokuments in diskriminierender Absicht als jüdisch. Jüdinnen und Juden waren verpflichtet bis spätestens Ende 1938 eine Kennkarte zu beantragen und diese jederzeit mit sich zu führen, andernfalls drohten Geldstrafen oder Haft bis zu einem Jahr. Kennkartendoppel der 1867 in München geborenen Frieda Michaelis

Das seines Besitzes und seiner finanziellen Einkünfte beraubte und aus seiner Wohnung vertriebene Ehepaar Mannheimer kam in der Pension Abbazia am Maximiliansplatz 18 unter. Dort meldete Theodora Mannheimer am 1. Juli 1941 ein Gewerbe für die Ausübung von Körpermassage „nur bei weiblichen Juden“ an. Als man ihnen dort zum 16. Dezember 1941 kündigte, unternahmen Theodora und Gustav Mannheimer einen Suizidversuch. Sie starben infolgedessen im Israelitischen Krankenhaus, wohin man sie eilig gebracht hatte; er am 18., sie am 19. Dezember 1941.

Frieda Michaelis musste am 16. März 1942 3.500 Reichsmark als „freiwillige“ Spende für das jüdische Deportationslager Milbertshofen entrichten. Am 4. Juni 1942 wurde sie von dort in das Getto Theresienstadt deportiert, wo sie am 6. August 1942 starb.

Elsa Michaelis, die den Unternehmer Siegfried Gerson geheiratet hatte, konnte mit ihrer Familie im August 1940 aus Deutschland fliehen (KGP 14). Elsa und Siegfried Gerson kehrten 1951 nach München zurück.

Nördlich der Maschinenfabrik A. Michaelis siedelte sich 1926 die Werkzeug- und Maschinenfabrik Ernst Grob in der Hofmannstraße 50 an. Südlich der Firma Michaelis befand sich, mit der historischen Adresse Hofmannstraße 54 – etwa auf Höhe der jetzigen Kistlerhofstraße 61 –, die im Jahr 1900 eröffnete Gaststätte Kistlerhof. Der Name der Gaststätte und die 1914 benannte Kistlerhofstraße verweisen auf den Hausnamen eines ehemaligen Anwesens in Obersendling.

Das Foto von 1925 zeigt die Ostseite der einst als Doppelhalle errichteten ehemaligen Fabrikhalle, die von 1912 bis 1971 als Trambahn-Betriebshof Nummer 6 diente.



Zeppelinhalle / Städtischer Betriebshof

Auf dem Grundstück Hofmannstraße 38/Gmunder Straße 32 befindet sich ein historischer Hallenbau in Eisenfachwerkkonstruktion. Das langgestreckte Gebäude, das umgangssprachlich – möglicherweise wegen seiner beeindruckenden Größe – auch als Zeppelinhalle bekannt ist, ist ein Relikt aus den Anfängen des Obersendlinger Industriegebiets. Der von den Architekten Carl Vent und Albert Schmidt geplante Satteldachbau mit mehrfach geknicktem Dach wurde 1899/1900 als Fabrikhalle der Eisenwerk München AG errichtet. Diese hatte das Grundstück mit Bahnanschluss 1899 von den Isarwerken erworben, um in Obersendling Brückenkonstruktionen, Eisenhochbauten, Glasüberdachungen, Aufzüge und technische Konstruktionen für Theaterbühnen herzustellen. Das Unternehmen geriet jedoch schon bald in wirtschaftliche Schwierigkeiten und wurde 1908 aufgelöst. Zwei Jahre später kaufte die Stadt München das Areal, um es als Straßenbahn-Betriebshof 6 zu nutzen, der 1912 in Betrieb ging. Die ehemaligen Fabrikhallen dienten als Wartungs- und Reparaturwerkstatt für die Trambahn, die seit 1911 bis zur Hofmannstraße verkehrte. Der Verlauf der einstigen Wendeschleife Hofmannstraße ist am Albert-Bayerle-

Platz noch gut nachvollziehbar. 1964 wurde die Wendeschleife zum Ratzingerplatz verlegt und die Trambahnstrecke bis zur neuen Wohnsiedlung Fürstenried West verlängert. Während des Zweiten Weltkriegs wurden die Gebäude auf dem Gelände teilweise zerstört.

Auf dem bis zur Aidenbachstraße reichenden Grundstück wurden nach dem Zweiten Weltkrieg Gleise verlegt, die über eine Wendeschleife an der westlichen Grundstücksgrenze zurück in die Hallen führten. Auf dem Betriebshof entstand 1948 eine neue Halle für die Unterbringung und Wartung von elektrischen Oberleitungsbussen, umgangssprachlich Obus oder Stangeribus genannt. Der Obus bediente die Strecke Ratzingerplatz – Romanplatz. 1966 wurde der Betrieb von Obussen eingestellt und die Flotte durch Dieselfusse ersetzt. Heute sind bei der Münchner Verkehrsgesellschaft wieder vermehrt E-Busse im Einsatz. Bis 2035 sollen alle Linienbusse elektrisiert werden, um einen klimaverträglichen und abgasarmen ÖPNV zu ermöglichen.



Die Aufnahme zeigt einen Obus der Linie 16 an der Haltestelle Ratzingerplatz im letzten Betriebsjahr 1966.

Straßenbahn beim Verlassen des Betriebshofs 6 an der Hofmannstraße im Jahr 1971



1971 wurde der Betriebshof aufgegeben und das Areal zunächst als Depot für ausrangierte Straßenbahnen genutzt. Später wurden die Gleise entfernt und der Betriebshof dem Baureferat für die Bereiche Straßenreinigung und Straßenunterhalt übergeben. Ein Teil der Zeppelinhalle dient der Unterbringung von Fahrzeugen. Im westlichen Teil der Halle sind Werkstätten untergebracht, die die Städtische Fachschule für Farb- und Lacktechnik, die Meisterschule für das Maler- und Lackiererhandwerk und die Berufsschule für Farbe und Gestaltung nutzen.

Über der ehemaligen Wendeschleife entstanden der Busbahnhof mit Parkdeck an der 1989 eröffneten U-Bahnhaltestelle Aidenbachstraße. Eine solche Wendeschleife ist wieder in Planung. Mit der Tram Westtangente soll die alte Verbindung der Obus Linie 16 von der Aidenbachstraße zum Romanplatz bis Dezember 2028 wiederhergestellt werden. <https://westtangente.mvg.de/projekt.html>

Die Zeppelinhalle steht seit 2018 unter Denkmalschutz. Sie wird in die Neugestaltung des Quartiers Ratzingerplatz einbezogen und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Der Planungsprozess ist noch nicht abgeschlossen.

Asphaltwerk/Feuerwache 2 Sendling

An der nordöstlichen Ecke Aidenbachstraße/Boschetsrieder Straße, wo sich heute die Feuerwache 2 Sendling befindet, lag einst das städtische Asphaltwerk. Dessen Anfänge gehen auf die Aktien-Gesellschaft für Asphaltierung und Dachdeckung vormals Johannes Jeserich/Berlin zurück, die das Areal 1896 von den Isarwerken gekauft hatte. Das Werk erhielt die Adresse Boschetsrieder Straße 84, heute Aidenbachstraße 7, und war über Industriegleise der Isarwerke mit der Staatsbahn verbunden. 1908 kaufte die Stadt München die Anlage und erweiterte diese um zusätzliche Flächen und Gebäude.

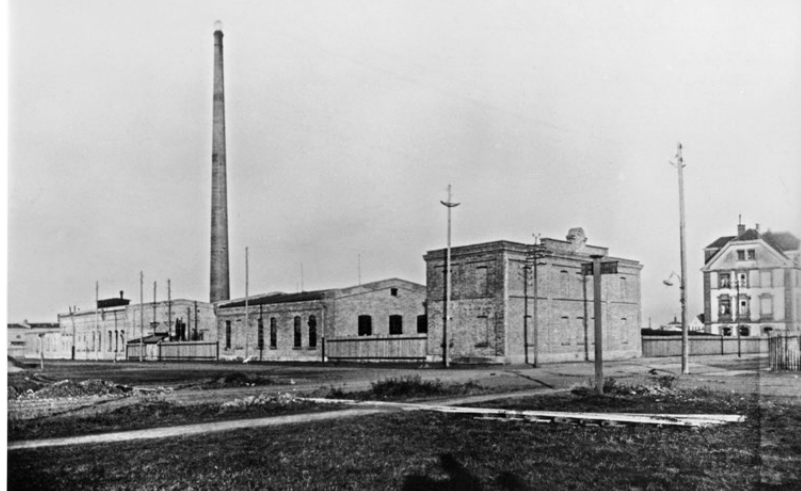
Die körperlich fordernde Arbeit verrichteten im Geschäftsjahr 1925 160 Arbeiter, die täglich Asphalt für rund 1.000 Quadratmeter Straßenfläche herstellten; von Obersendling wurde der heiße Asphalt in Güterwagons in die Stadt befördert und an die jeweiligen Baustellen verteilt. Das für die Asphaltproduktion unerlässliche Bindemittel Bitumen kam größtenteils aus dem Pitch Lake, einem sogenannten Asphaltsee auf der damals zu Großbritannien gehörenden Karibikinsel Trinidad. Den Kalkstein bezog das Asphaltwerk von Sizilien; für die Herstellung von Kunstasphalt wurde auch Isarkies verarbeitet. An der Boschetsrieder Straße wurde nicht nur das Material für den Münchner Straßenbelag produziert, sondern auch Rinnensteine gepresst. Am Standort unterhielt die Stadt außerdem ein Labor für Materialprüfungen, dessen Expertise auch Privatfirmen nutzten. Ein amtliches Schreiben aus dem Jahr 1953 stellte fest, dass München als einzige Stadt der Bundesrepublik Deutschland ein eigenes Asphaltwerk betrieb; die Produktion in städtischer Eigenregie galt aufgrund der hohen Wiederverwendungsquote von Altmaterial – sie



lag bei bis zu 50 Prozent – und aufgrund der hohen Materialqualität, die eine lange Nutzungsdauer ermöglichte, besonders kostengünstig.

Wegen der Verbreiterung der Boschetsrieder Straße und der Verlegung der Straßenbahnwendeschleife zum Ratzingerplatz wurde das städtische Asphaltwerk 1963 abgerissen. Vier Jahre später bezog die Feuerwache 2 das Gelände. Deren angestammte Wache bei der Boschetsrieder Schule konnte den wachsenden Anforderungen in räumlicher, technischer und einsatztaktischer Hinsicht nicht mehr gerecht werden. Der Feuerwache 2 sind die Sachgebiete Atemschutz und Schlauchwerkstätte zur Überprüfung und Instandsetzung von Atemschutzgeräten, Schläuchen, Feuerwehreilen und ABC-Schutzkleidung sowie die Feuerweherschule mit Übungshalle und Brandsimulationsanlage angegliedert. Am Standort sind ein Löschzug, ein Gerätewagen Atemschutz/Logistik, ein Gerätewagen Gefahrgut, ein Sonderlöschmittelfahrzeug Logistik sowie ein Abrollkipper und Fahrzeuge der Analytischen Task Force untergebracht. Das der Wache 2 zugeordnete Notarzteinsetzfahrzeug ist am Klinikum Großhadern stationiert.

Das Werk eines unbekannten Künstlers an der Feuerwache 2 Sendling zeigt das Ringen der Elemente Feuer und Wasser anhand verschiedener Symbole. Foto 2023

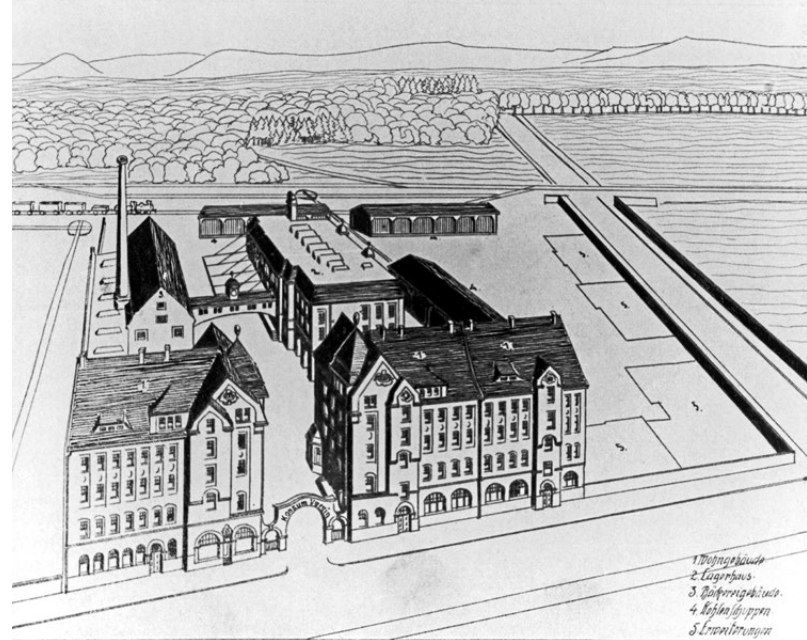


Die um 1910 entstandene Aufnahme zeigt das städtische Asphaltwerk an der Boschetsrieder Straße, die damals nicht mehr als ein schmaler Weg war. Am rechten Bildrand ist das – nicht mehr existierende – Wohnhaus Boschetsrieder Straße 86, das zu dieser Zeit den Brauereibesitzern Max und Reinhard Wagner gehörte; später erwarb es die Stadt München für das Asphaltwerk. An der Stelle des Mitte der 1960er Jahre abgebrochenen Asphaltwerks befindet sich seit 1967 die Feuerwache 2 Sendling.

Konsumverein Sendling-München, Boschetsrieder Straße 101/103

Der 1886 von elf Industriearbeitern gegründete Konsumverein Sendling-München entwickelte sich in den folgenden Jahrzehnten zu einem erfolgreichen Selbsthilfeunternehmen (siehe hierzu die Station im KGP 6). Ein entscheidender Schritt auf diesem Weg war die Ansiedlung im neuen Industriegebiet Obersendling: Ab 1902 kaufte die Genossenschaft mehrere Grundstücke an der Boschetsrieder Straße/ Aidenbachstraße mit direktem Anschluss an ein Industriegleis der Isarwerke. Auf dem weitläufigen Areal errichtete der Konsumverein Wohnungen, Büro-, Geschäfts- und Lagerräume, Werkstätten und Garagen für den Fuhrpark sowie eigene Fabrikationsstätten, darunter eine Bäckerei, eine Molkerei sowie eine Teigwaren-, eine Fleischwaren- und eine Sauerkrautfabrik. Im Geschäftsjahr 1925/1926 hatte der Konsumverein Sendling-München 50.713 Mitglieder, 858 Beschäftigte und betrieb 100 Warengeschäfte. Der erwirtschaftete Gesamtumsatz lag bei rund 13,6 Millionen Mark. Aufgrund der erzielten Überschüsse konnte die Genossenschaftsbank ihren Mitgliedern Rückvergütungen von fünf Prozent auszahlen.

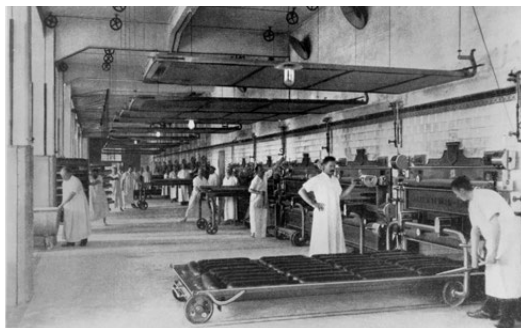
Seit den Wirtschaftskrisen während und nach dem Ersten Weltkrieg betrachteten Einzelhandel und produzierendes Gewerbe das günstige und zunehmend breitere Angebot des Konsumvereins als existenzbedrohende Konkurrenz und forderten dessen Auflösung. In der zweiten Hälfte der 1920er Jahre griff die NSDAP diese Forderung auf und attackierte das antikapitalistische Unternehmen zunehmend heftig.



Die Zeichnung aus der Festschrift von 1909 zeigt den Gebäudekomplex des Konsumvereins Sendling-München an der historischen Adresse Boschetsrieder Straße 101/103: Direkt an der Boschetsrieder Straße lagen die nach Plänen des Dresdner Architekten Robert Weber repräsentativ gestalteten Wohn- und Bürohäuser. Die Tor-durchfahrt führte zu den Stellplätzen des Fuhrparks, zur Großbäckerei (links) und dem gegenüberliegenden Lagerhaus. Die beiden Gebäude waren durch eine Gebäudebrücke mit Uhrtürmchen verbunden. Im südlichen Teil des Grundstücks, direkt am Industriegleis, befanden sich Kohleschuppen. Zur Aidenbachstraße hin sind Erweiterungen eingezeichnet. Auf dem Nachbargrundstück an der westlichen Aidenbachstraße entstanden wenig später die Sauerkrautfabrik, Garagen und Lager sowie weitere Produktionsgebäude des Konsumvereins Sendling-München.

Nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten erfolgte im Zuge der Zerschlagung der Arbeiterbewegung im Mai 1933 die Eingliederung des Konsumvereins Sendling-München in die Deutsche Arbeitsfront (DAF). Der bisherige Vorstand, bestehend aus den Sozialdemokraten Hans Bauer, Albert Bayerle und Georg Bergmann, wurde entlassen und mit NSDAP-Funktionären besetzt. Der Konsumverein Sendling-München wurde 1934 in Verbrauchergenossenschaft München e.G.m.b.H. umbenannt, 1936 von der Auffanggesellschaft Münchener Handelsgesellschaft für Haushaltsbedarf mbH (MÜHA) übernommen und ging schließlich 1941 im Gemeinschaftswerk der DAF auf.

Am 8. März 1947 entstand in Nachfolge des Konsumvereins Sendling-München die Konsumgenossenschaft eGmbH. Geschäftsführer wurde SPD-Stadtrat Oskar Dürr. Bereits in



Blick in die Bäckerei im Jahr 1909: Im Geschäftsjahr 1925/1926 produzierte der genossenschaftliche Eigenbetrieb 9.368.649 Pfund Hausbrot und Weißgebäck im Wert von rund 2,3 Millionen Mark. Im Zweiten Weltkrieg wurde die Bäckerei, die inzwischen zur DAF gehörte, als Heereszweigbäckerei geführt, die das Ersatzverpflegungsmagazin München I mit „Heeresbrot“ belieferte.

diesem Jahr produzierte die Bäckerei täglich bis zu 40 Tonnen Gebäck. Im Jahr der Neugründung betrieb die Konsumgenossenschaft 162 Verkaufsstellen; 1961 stieg die Zahl auf 202 mit 53.915 Mitgliedern. 1969 erfolgte die bundesweite Umbenennung von Konsumgenossenschaften in coop, drei Jahre später die Umwandlung in eine Aktiengesellschaft mit Sitz in Frankfurt am Main. Zu diesem Zeitpunkt war der Standort an der Boschetsrieder Straße bereits aufgegeben: Die gewerblichen Gebäude wurden Anfang der 1970er Jahre abgebrochen; die denkmalgeschützten baulich maroden Wohn- und Geschäftshäuser folgten 1975.

Im Auftrag der Eigentümergemeinschaft legte Architekt Ernst Maria Lang im September 1974 einen Plan zur Bebauung des Eckgrundstücks Boschetsrieder Straße/Aidenbachstraße mit einem hohen und weitläufigen Gebäudekomplex für Büros, Läden und Wohnungen vor, der jedoch nicht realisiert wurde. Das Areal blieb jahrzehntelang eine Brache. 2016, das Grundstück gehörte inzwischen der Stadt München, beschloss die Vollversammlung des Stadtrats die Aufstellung eines neuen Bebauungsplans für den Bereich Ratzingerplatz. Dieser sollte zum Quartierszentrum mit Schulstandorten und weiteren Funktionen wie Dienstleistung, Einkaufen, Kultur, Soziales und Wohnen entwickelt werden. Auf dem ehemaligen Grundstück des Konsumvereins eröffnete die Stadt München im Herbst 2023 den modernen Lerncampus Aidenbachstraße 21 mit Grundschule und Freisportflächen, Tagesheim, Haus für Kinder, Räumen für die Sing- und Musikschule und für die Münchner Volkshochschule.

Ein Stück weiter südlich entstand das neue Thomas-Mann-Gymnasium, das zum Schuljahresbeginn 2023/2024 vom alten Standort an der Drygalski-Allee in die Gmunder Straße 45 umzog.

Wohnanlage Boschetsrieder Str. 85–97e

Die Häuserzeile Boschetsrieder Straße 85 bis 97 hat eine schlichte Fassade, die durch drei Erker gegliedert ist. Ein mit einer Schmuckplastik verzierter Durchgang führt in einen Hofraum, dem die Hauseingänge zugeordnet sind. In dem von Autostellflächen und Gärten geprägten Innenhof befinden sich drei in Nord-Süd-Richtung angeordnete Wohnhauszeilen (Boschetsrieder Straße 85a bis d, 93a bis d und 97a bis e). Diese vier auf einen gemeinsamen Hofraum ausgerichteten Gebäudeblöcke bildeten ursprünglich eine bauliche Einheit, die – wie eine Zierplastik am Gebäude Boschetsrieder Straße 97 dokumentiert – 1941, also mitten im Zweiten Weltkrieg, fertiggestellt wurde. Angesichts der kriegsbedingten strengen Rationierung von Baumaterial und Arbeitskräften war dies nur möglich, weil die zuständigen NS-Behörden dem Bauvorhaben besondere Priorität einräumten.

Die aus 19 Häusern mit 130 Kleinwohnungen von je rund 50 Quadratmetern Wohnfläche bestehende Anlage geht auf Pläne des Architekten Ernst Hanauer zurück, der sie 1938 im Auftrag der Volkswohnungsbaugesellschaft München mBH (Vowo) konzipierte. 106 Wohnungen hatten zwei Zimmer und eine Küche; lediglich 24 Wohnungen waren mit eigenen Bädern ausgestattet. Sämtliche Häuser waren unterkellert und mit Luftschutzräumen versehen; die Keller der Blöcke I, II und IV hatten Gemeinschaftsbäder.



Das städtische Wohnungsreferat gewährte der Vowo für das Bauvorhaben an der Boschetsrieder Straße Baulückenförderung und Hypothekendarlehen. Ende August 1939 erkannte der von Adolf Hitler mit dem nationalsozialistischen Umbau Münchens beauftragte „Generalbaurat für die Hauptstadt der Bewegung“ die Maßnahme des privaten Bauträgers als Ersatzwohnungsbau im Rahmen der Neugestaltung Münchens an. Damit war eine privilegierte Zuteilung von Baumaterialien und Arbeitskräften verbunden. Im Gegenzug verpflichtete sich die Vowo, 80 Prozent der erstellten Wohnungen sogenannten Abbruchmietern anzubieten, also Personen, die

Im Bebauungsplan vom Juni 1938 ist die in vier Blöcken geplante Vowo-Wohnanlage rot markiert. Diese grenzte im Südosten an ein Industriegeleis, im Westen an das Grundstück der Verbrauchergenossenschaft München eGmbH, vormals Konsumverein Sendling-München. Dem Konsumverein Sendling-München gehörte bis zu dessen Zerschlagung durch die Nationalsozialisten das Grundstück, auf dem die Vowo-Bauten entstanden.

aufgrund des vom Generalbaurat geplanten umfassenden Umbaus der Stadt ihre Wohnungen verlieren würden.

Trotz der von den Behörden eingeräumten Bedeutung war das Projekt mit Beginn des Zweiten Weltkriegs (1. September 1939) vom allgemeinen Neubauverbot betroffen. Nach einer Verfügung des Generalbaurats wurden 1940 die Keller ausgehoben, wobei auch Kriegsgefangene zum Einsatz kamen. Die eigentlichen Bauarbeiten starteten, nachdem der Generalbaurat das Projekt im Mai 1941 im Rahmen des Kriegsprogramms als geschützte Baumaßnahme anerkannte. Im August 1941 berichtete die nationalsozialistische Propagandazeitung Völkischer Beobachter vom Richtfest im Thalkirchner Gasthaus Alter Wirt, das die Vowo für die „mustergültige Wohnanlage an der Boschetsrieder Straße“ ausrichtete.

Die Blöcke I und II waren Anfang 1942 fertiggestellt und bezogen, Blöcke III und IV folgten bis Juli 1942. Zu Jahresbeginn 1942 verkaufte die Vowo die Neubauten an die Wohnhausgesellschaft München-Obersending GmbH, der auch die öffentlich geförderte, 1928 bis 1931 errichtete Wohnanlage in der Geltinger Straße/Gmunder Straße/Baierbrunner Straße gehörte.

Vermutlich, weil die Umbaupläne für die „Hauptstadt der Bewegung“ nicht wie geplant umgesetzt werden konnten, wurde der überwiegende Teil der Wohnungen schließlich nicht durch den Generalbaurat, sondern durch das städtische Wohnungsamt an als mietberechtigt registrierte Familien vergeben. Die restlichen 26 Wohnungen durfte die neue Eigentümerin ausschließlich an „arische“ Familien frei vermieten.



Die Fassade des langen Wohnblocks Boschetsrieder Straße 85 bis 97 kommt mit drei plastischen Ornamenten aus. Eines davon ist ein blumenumrankter Wappenschild mit der Jahreszahl 1941. Foto 2023

Ab 1947 begann die Wohnhausgesellschaft München-Obersending GmbH, die Häuser an Privateigentümer*innen zu verkaufen.

Schulhaus an der Boschetsrieder Straße 35

Das rasch wachsende Industriegebiet Obersendling verschärfte die Raumnot der Thalkirchener Dorfschule. Nach der Eingemeindung zum 1. Januar 1900 setzte sich Stadtschulrat Georg Kerschensteiner für den Bau einer neuen Volksschule auf dem Thalkirchener Oberfeld ein. Die Pläne, die Baurat Robert Rehlen im August 1902 dem Magistrat vorlegte, wurden umgehend beschlossen; bereits im April 1904 konnte die Schule in der Boschetsrieder Straße 35 eröffnet werden.

Das Schulhaus verfügte über 29 Schul- und zwei Turnsäle; im Keller befanden sich eine Brausebadanlage, eine Suppenküche und Schülerwerkstätten für Holz- und Metallverarbeitung. Im Hof gab es einen Schulgarten und einen Spielbereich. Im vierten Obergeschoss lagen das Konferenz- und Bibliothekszimmer sowie drei Karzer, wie Arrestzellen damals genannt wurden. Im Erdgeschoss waren außerdem ein Kindergarten sowie eine sogenannte Kinderbewahranstalt zur Nachmittagsbetreuung der Schulkinder untergebracht.

Während des Ersten Weltkriegs war im Schulgebäude ein Reservelazarett eingerichtet; Hort und Suppenanstalt wurden ausgelagert und der Schulbetrieb eingeschränkt. Wegen anhaltenden Zuzugs nach Obersendling herrschte im Schulhaus in den 1920er Jahren Raumnot; 1927 mussten 1.240 Schüler*innen in Schichtbetrieb unterrichtet werden. Während des Zweiten Weltkriegs hatte das Gebäude schulfremde Einrichtungen und Personen aufzunehmen: Ein Sanitäts- und ein Entgiftungstrupp, Feuerwehrleute, eine Möbelbergungsstätte für Ausgebombte sowie ein größeres



Arbeitskommando kamen dort unter. 1944/1945 waren in der Boschetsriederschule bis zu 438 Zwangsarbeiterinnen vor allem aus der Sowjetunion, Polen und Frankreich untergebracht, die zum großen Teil für Siemens & Halske sowie für die Firma Uher arbeiten mussten. Wegen anhaltender Luftangriffe fand ab September 1944 in der Schule kein Unterricht mehr statt. Ausländische Zwangsarbeiterinnen wurden aber weiterhin in das Gebäude eingewiesen und der Gefahr der Bombardierung ausgesetzt.

Die Aufnahme von circa 1910 zeigt links das fachwerkverzierte Feuerwehrhaus und rechts das mächtige Schulhaus mit charakteristischem Uhrenturm. Die von Roland Rehlen geplante Anlage entstand 1904 in einer erst wenig bebauten Umgebung.

Das Schulhaus überstand den Zweiten Weltkrieg äußerlich nahezu unbeschadet. Zum Schulstart am 15. Oktober 1945 erschienen 1.619 Schüler*innen; der Unterricht konnte angesichts des allgegenwärtigen Mangels zunächst nur sehr eingeschränkt stattfinden. Die Raumnot wurde 1964 nach Eröffnung der Grundschule an der Zielstattstraße gelindert.

Infolge des Strukturwandels entstanden neue Wohnviertel auf ehemaligen Industriegrundstücken, was zum weiteren Anstieg von Schüler*innenzahlen führte. So erhielt die Boschetsrieder Schule ab 2012 eine Zweigschule, die während des Baus der neuen Schule in der Baierbrunner Straße 53 zunächst in Interimscontainern untergebracht war. Die einstige Zweigschule ist seit Schuljahresbeginn 2016/2017 eigenständig.

Da das seit Ende des 19. Jahrhunderts entstehende Industrieviertel auch eine Feuerwehr benötigte, entstand zeitgleich mit dem neuen Schulhaus und direkt an dieses angrenzend, das ebenfalls von Rehlen geplante Feuerhaus in der Boschetsrieder Straße 33. 1967 wechselte die Feuerwache 2 von der Boschetsrieder Straße in die Aidenbachstraße 7 und die Freiwillige Feuerwehr bezog das historische Feuerwehrhaus in der Boschetsrieder Straße 33. Dort sind das Katastrophenschutzzentrum Süd, das Bereitschaftsheim und der Fachdienst Psychosoziale Notfallversorgung des Bayerischen Roten Kreuzes Kreisverband München untergebracht.

Thalkirchen-Obersendling- Forstenried-Fürstenried-Solln

19

Rundgang 3: Radtour von Solln über
Forstenried nach Fürstenried West

Der Siegerentwurf von Franz Rank für die neue Kirche St. Johann Baptist wurde leicht verändert umgesetzt. Grafik von 1903



Fellererplatz

Als sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts abzeichnete, dass die Sollner Dorfkirche zu klein war, um dem erwarteten Bevölkerungszuwachs infolge der Villenbesiedlung standzuhalten, gründeten Sollner Bürger 1893 einen Kirchenbauverein. Die zunächst erwogene Erweiterung der bestehenden Kirche – eine Lösung, die wenig später beispielsweise für St. Maria in Thalkirchen gewählt wurde – scheiterte an der ungünstigen Lage der Sollner Dorfkirche auf einem Lehmhügel. Daher sprach sich der Kirchenbauverein 1902 für den Bau einer neuen, großen Kirche aus. 1903 fand über den Münchner Architekten- und Ingenieurverein ein Wettbewerb statt. Die Wettbewerbskommission, der neben dem Sollner Pfarrer die Architekten Hans Grässel, Karl Hocheder und Gabriel von Seidl angehörten, verlieh Franz Ranks Entwurf den ersten Preis. Jenseits der Dorfgrenze, am neuen Kirchplatz (heute Fellererplatz 8), entstand zwischen 1904

und 1905 die neue Kirche, die wie die alte Johannes dem Täufer geweiht wurde. Die Lindenallee, heute Diefenbachstraße, verband die neue St.-Johann-Baptist-Kirche mit dem Sollner Neubaugebiet.

Da die Kirche als Bindeglied zwischen dem Dorf und der eher städtisch geprägten Villenkolonie geplant war, kombinierte Franz Rank Elemente einer traditionellen bayerischen Dorfkirche – ummauerter Kirchhof, Satteldach, zwiebelbekrönter Kirchturm – mit den Ansprüchen eines zeitgemäßen repräsentativen Kirchenbaus, was sich besonders an der Größe, dem verwendeten modernen Baumaterial Beton und der Kombination aus Jugend- und Heimatstil festmachen lässt. Die Kirche kann von der westlichen Dorfseite über eine vorgelagerte niedrige Eingangshalle betreten werden oder über den langgestreckten südlichen Vorbau. Letzterer trägt die Kopie einer Spätrenaissance-Toranlage mit einer St.-Georgs-Figur. Diese stilistisch eigentlich nicht passende Verzierung hatte ein aus Marktbreit nach Solln zugezogener ehemaliger Steinbruchbesitzer dem Kirchenbauverein gestiftet; ihre Integration war eine Anforderung des Wettbewerbs. Nach dem Ersten Weltkrieg ließ die Gemeinde Solln an der Pfarrkirche – diesen Status erhielt St. Johann Baptist 1920 – ein Kriegerdenkmal errichten. Der beauftragte Bildhauer war der in der Hofbrunnstraße 42 in Solln ansässige Karl Lösche (1878–1964). Dieser beteiligte sich am 9. November 1923 am sogenannten Hitlerputsch, 1929 trat er der NSDAP bei, 1931 der SA. In der NS-Zeit war Lösche Referent im Bayerischen Kultusministerium und Professor an der Münchner Kunstakademie. In den 1950er Jahren wurden am Kriegerdenkmal die Namen der gefallenen und vermissten Sollner des Zweiten Weltkriegs ergänzt.





Blick vom Sollner Kirchturm nach Süden auf die Kreuzung Herterich-/Stridbeckstraße mit Schule, Feuerwehrhaus und Sollner Rathaus; Postkarte um 1937

Die Kirche wurde im Zweiten Weltkrieg kaum beschädigt. Die infolge eines Luftangriffs zerstörten Glasfenster wurden 1946/1947 durch die Sollner Firma Pütz ersetzt. Zu erheblichen Veränderungen kam es infolge der Kirchenreform: 1966 wurden die von Franz Rank gestalteten neubarocken Altäre entfernt. An die Stelle der Seitenaltäre kamen spätgotische Kunstwerke aus der alten Dorfkirche: rechts ein sogenannter Gnadenstuhl, links eine Rosenkranzmadonna. Von der Erstausrüstung erhalten blieben das von Karl Becker-Gundahl geschaffene Hochaltarbild der Taufe Christi von 1915; die 1920/1921 von Gebhard Fugel geschaffenen Seitenaltar-Bilder der Muttergottes und der Heiligen Familie – sie hängen seit 1966

neben der Orgel –, der ebenfalls von Fugel geschaffene Kreuzweg sowie die um 1920 entstandenen Holzfiguren der Apostel Petrus und Paulus von Balthasar Schmitt. Die Künstler Becker-Gundahl, Fugel und Schmitt wohnten in den 1910/1920er Jahren alle in Solln. Nach Becker-Gundahl ist in Solln eine Straße benannt.

Die durch Neubauviertel wachsende Gemeinde Solln benötigte nicht nur eine größere Kirche, sondern weitere Infrastruktur. In relativer Nähe zur Kirche entstand 1911 die ebenfalls von Frank Rank geplante neue Volksschule (Herterichstraße 41). Sie wurde am 90. Geburtstag von Prinzregent Luitpold feierlich eröffnet und erhielt den Namen Luitpoldschule. Die Skulptur zweier lesender Schulkinder und den Wandbrunnen schuf 1920 Karl Lösche.

Neben der Schule entstanden in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre ein neues Feuerwehrhaus und das Sollner Rathaus, Stridbeckstraße 5 beziehungsweise 7.

Der Fellererplatz wurde 1972 nach dem Sollner Pfarrer Peter Fellerer (1879–1930) benannt, der ein Grundstück für einen Kindergarten gestiftet hatte.

Auf dem Fellererplatz findet freitags der beliebte Sollner Wochenmarkt statt.





Dorfkern Solln

Die Ansicht um 1900 zeigt das Dorf Solln mit der von Bauernhöfen umgebenen alten Kirche St. Johann Baptist. Gegenüber der Kirche mit der charakteristischen hohen Turmspitze liegt das aus einem Bauernhof hervorgegangene Gasthaus Sollner Hof. Dort befindet sich eine bis heute beliebte Traditionswirtschaft.

Erstmals wird eine Kirche in Solln in einer Urkunde des frühen 14. Jahrhunderts erwähnt. Ihr Schutzpatron, Johannes der Täufer, lässt jedoch einen deutlich früheren Ursprung vermuten. Die alte Dorfkirche in der Herterichstraße 54 liegt etwas erhöht auf einem Lehmhügel. Ihre ältesten Teile sind die Unterbauten von Chor und Turm aus dem 15. Jahrhundert und das Langhaus, errichtet mit Bausteinen aus der Warnberger Ziegelei der Jesuiten, aus dem 17. Jahrhundert. Die in Warnberg ansässigen Jesuiten betreuten Solln seelsorglich. Im Stuck der inneren Kirchendecke findet sich als Verweis auf diese Verbindung das Zeichen der

Ordensgemeinschaft: die Abkürzung IHS für den Namen Jesu, darüber das Kreuz, darunter ein Herz mit drei symbolischen Kreuznägeln. Der barocke Hochaltar ist ein Werk des Rokokobildhauers Johann Baptist Straub von 1760. Er diente zunächst der Münchner Bürgerfamilie Sauer als Hausaltar in der Kaufingerstraße und gelangte um 1830/1840 nach Solln. Den Chorraum flankieren die spätgotische Figur des Heiligen Sebastian und eine Kopie der Madonna aus dem schweizerischen Wallfahrtsort Einsiedeln; letztere stand ursprünglich in der Kapelle des Cosmas Damian Asam, beim Asam-Schlössl in Thalkirchen.

Der Dorffriedhof, der die Kirche einst umgab, wurde aufgegeben und durch den 1879/1880 angelegten neuen Friedhof, Friedhofsweg 1, ersetzt. Geblieben sind einige Grabtafeln, die an der Kirchenaußenwand an Verstorbene aus Solln erinnern. Der bedeutendste Sollner Bauernhof war der Welserhof in der Bleibtreustraße 10; der Hofname geht auf die seit Anfang des 17. Jahrhunderts bezeugten einstigen Eigentümer des Anwesens, die Augsburger Patrizierfamilie Welser, zurück. 1769 übernahm Josef Gilg den Hof. Dessen älteste Teile wurden beim Luftangriff vom 19./20. September 1943 zerstört.

Das Anwesen Herterichstraße 63/65 gehörte seit dem 15. Jahrhundert den Andechser Augustinern. Im Dreißigjährigen Krieg wurde der Hof zerstört. Im wiederaufgebauten Hof war seit dem 19. Jahrhundert das Gasthaus Sollner Hof. Dieses fiel 1892 einem Brand zum Opfer und wurde durch das heutige Wirtshausgebäude ersetzt.

Auch das reichbemahte Haus in der Herterichstraße 48 war ursprünglich ein Bauernhof; Anfang des 20. Jahrhunderts erfolgte die Umnutzung als Schreinerei mit Wohnhaus, 1922 ein umfassender Umbau mit aufwendiger Bemalung.



Ein Ausweis traditioneller Handwerkskunst sind Schmuckdetails an der Werkstätte für Mosaik und Glasmalerei Pütz im Faustnerweg 15. Foto 2022

Auf dem Platz neben der Brauhaus Stub'n Solln – einst Gasthaus zur Schützenlust – in der Herterichstraße 46 steht der vom Maibaumverein München-Solln betreute Sollner Maibaum. Dessen traditionellen Figurenschmuck entwarf der Journalist und ehemalige Bezirksheimatpfleger von Oberbayern Paul Ernst Rattelmüller (1924–2004). Entlang Kurzbauer-, Bertelestraße, Faustner-, Ockertweg und Wilhelm-Leibl-Platz befand sich der von kleinbäuerlichen Gebäuden und Handwerkerhäusern geprägte Teil des ehemaligen Dorfs Solln. Der frühere Bauernhof in der Kurzbauerstraße 17 diente von 1885 bis 1911 als Dorfschule. Die Dorfschmiede war seit dem 16. Jahrhundert im Ockertweg 13/15. Die der Beherbergung und Bewirtung dienende Tafern-Wirtschaft befand sich am Wilhelm-Leibl-Platz 5. In der Bleibtreustraße 34 ließ sich Karl Johann Becker-Gundahl (1856–1925) – Professor an der Akademie der Künste und Mitglied der Münchner Sezession – 1908 eine von Carl Jank geplante Villa mit Atelier errichten; das Grundstück gehörte zu einer Zimmerei, die der Künstler 1899 erworben hatte.

Gaststätte Iberl

Auch wenn das Gasthaus in der Wilhelm-Leibl-Straße 22 längst nicht mehr so heißt, prangt neben dem neuen Namen auch weiterhin der historische Schriftzug „Gaststätte Iberl“ an der Stirnseite des Gebäudes und verweist auf die lange Tradition des Hauses.

Der aus der Oberpfalz zugewanderte Josef Iberl (1835–1880) betrieb in Warnberg seit 1862 eine Ziegelei und schenkte dort Bier für seine Arbeiter aus. Der Ausschank erfreute sich bald auch bei den Beschäftigten des Ökonomieguts Warnberg, bei Holzarbeitern, Handwerkern, Fuhrleuten und bei Münchner Künstlern zunehmender Beliebtheit. Zu den Gästen gehörte auch der Bildhauer Josef Heppner; er heiratete die Iberl-Tochter Anna und übernahm mit dieser 1889 in Pullach eine Wirtschaft, die er Rabenwirt nannte – nach der Künstlervereinigung „Die Raben“, der er selbst angehörte. Nach Iberls Tod führte dessen Frau Katharina – sie entstammte der alteingesessenen Sollner Familie Gilg und lebte von 1842 bis 1922 – die Geschäfte. Als die Ziegelei unrentabel wurde, erwirkte die Wirtin mit der Unterstützung ihrer Stammgäste eine Schankkonzession. 1896, inzwischen war auch Sohn Josef Iberl (1874–1941) in den Betrieb eingestiegen, wurden die Ziegeleigebäude abgerissen und nach und nach eine Wirtschaft mit Kegelbahn, Schießhalle und offenem Gartenpavillon errichtet. Der zur Straßenseite orientierte charakteristische Walmdachvorbau der Gaststätte entstand 1920.



1937 kaufte die Spaten-Franziskaner-Leistbräu Aktiengesellschaft Iberls Gastwirtschaft. 1966 pachtete Georg Maier (1941–2021) den Iberl und etablierte mit der Iberl Bühne ein modernes bayerisches Wirtshaus theater, das durch die Übertragung zahlreicher Stücke im Bayerischen Fernsehen weit über München hinaus bekannt wurde. Für seine Arbeit wurde Maier unter anderem mit dem Bundesverdienstkreuz und dem Ernst-Hoferichter-Literaturpreis der Stadt München geehrt. 2014 zog die Iberl Bühne in die Münchner Innenstadt. Im Augustiner Stammhaus wird auch nach Maiers Tod gespielt.

Das aus einem Bierausschank für Ziegeleiarbeiter hervorgegangene Gasthaus Iberl war seit Ende des 19. Jahrhunderts ein beliebter Künstler*innentreff. Die Postkarte von 1925 zeigt oben den wenige Jahre zuvor errichteten giebelseitigen Anbau des Gasthauses, unten das „Künstlerstüberl“.



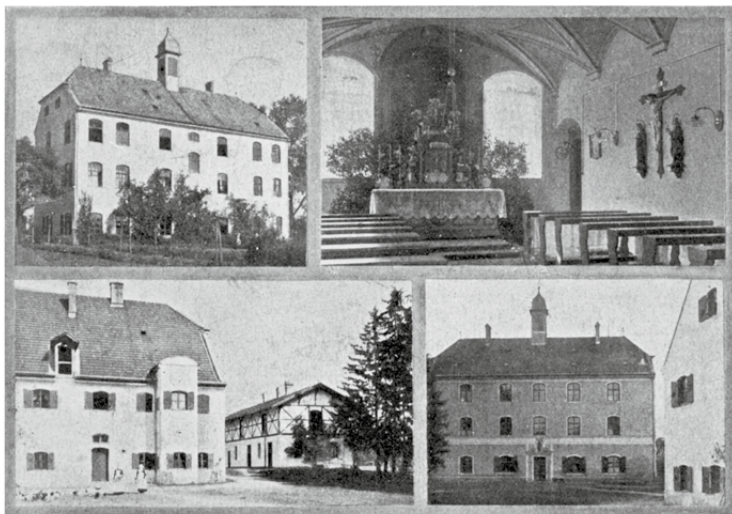
Warnberg

Zwischen dem Dorf Solln und dem einstigen Schlossgut Warnberg erstreckte sich noch bis ins 20. Jahrhundert ein Lehmabbaugebiet mit mehreren Ziegeleien; auch der 1936 eröffnete Sollner Waldfriedhof und das Industrieareal – einst Alkor, inzwischen Renolit – gehörten dazu. Ein Relikt des Lehmabbaus ist der nördlich von Gut Warnberg gelegene Warnberger Weiher.

Von der Warnbergstraße führt eine leicht ansteigende Stichstraße zum ehemaligen Schlossgut Warnberg, mit Anschrift Warnberg 1. Die unter Ensembleschutz stehende Anlage, zu der ein Kloster und eine Realschule gehören, ist nicht öffentlich zugänglich; sie kann aber im Rahmen von Führungen besichtigt werden.

Gelegen auf rund 580 Metern über dem Meeresspiegel, ist die Anhöhe Warnberg die höchste natürliche Erhebung Münchens. Der Name leitet sich ab von der Funktion als Aussichtspunkt, von dem aus man vor anrückenden Angreifern warnte. Von der frühen Besiedlung des Warnbergs zeugen die Reste eines mittelalterlichen Burgstalls. Der in einer Schenkung an das Kloster Schäftlarn im 12. Jahrhundert erstmals urkundlich erwähnte Warnberg fiel im 13. Jahrhundert an die Wittelsbacher.

1594 schenkte Herzog Wilhelm V. dem Jesuitenorden den an Wald- und Landbesitz reichen Edelsitz Warnberg. Der in München ansässige Männerorden bezog vom Gut landwirtschaftliche Erzeugnisse für die Eigenversorgung, betrieb eine Ziegelei und nutzte das vorhandene Herrenhaus zur Erholung. Wiederholt hielt sich der Jesuit, Prinzenerzieher,



Die Postkarte zeigt das Gebäudeensemble Warnberg vor der 1927 erfolgten Erweiterung des Herrenhauses. Von links oben im Uhrzeigersinn: Gartenseite des ehemaligen Herrenhauses beziehungsweise Kloster- und Schulgebäudes der Marienanstalt; die auf die Jesuiten zurückgehende St.-Ignatius-Kapelle; Vorderseite des einstigen Herrenhauses mit bauzeitlichem Eingangsportale und Zwiebeltürmchen; zum Gut Warnberg gehörende landwirtschaftliche Gebäude

kurfürstliche Hofprediger und Dichter Jacob Balde (1604 – 1668) in Warnberg auf. Weil er gerne am von Bäumen umstandenen Burghügel verweilte, trägt dieser den Beinamen Baldehügel oder Baldelaube. 1667 ließen die Jesuiten ein neues Herrenhaus errichten und mit einer Kapelle ausstatten, die sie Ignatius von Loyola (1491 – 1556), dem Gründer ihres Ordens, widmeten. Nach dem Verbot des Jesuitenordens im Jahr 1773 gehörte das Gut nacheinander verschiedenen adeligen Familien, darunter den Familien Zech und Yrsch.

1886 erwarb Präses Joseph Weis (1817 – 1895) den verwaarlosten Besitz Warnberg mit 200 Tagwerk Grund. Er ließ das Herrenhaus umbauen und richtete eine Mädchenschule, eine haus- und landwirtschaftliche Schule sowie ein Erholungs- und Altenheim für weibliche Dienstmädchen und Beschäftigte der Schwesternschaft Maria vom Trost ein. Den hauswirtschaftlichen und den landwirtschaftlichen Unterricht versahen die Ordensschwestern, den Schulenterricht der Sollner Lehrer. Die Warnberger Einrichtungen gehörten zur Münchner Marienanstalt; deren Haupthaus befand sich in der Dachauer Straße. Auf Gut Warnberg wurden Lebensmittel für die Selbstversorgung der Marienanstalt produziert. Für Renovierungsarbeiten und als zusätzliche Einnahmequelle wurde die zwischenzeitlich stillgelegte Ziegelei reaktiviert.

Mehrmals war Kardinal Michael von Faulhaber (1869 – 1952) in Warnberg; so besuchte er beispielsweise im Mai 1919 – Anreise mit der Isartalbahn bis Großhesselohe und von dort Fußmarsch – den schwererkrankten Generalvikar Sebastian Huber (1860 – 1919), den Warnberger Ordensschwestern pflegten.



Schülerinnen der
Haushaltungsschule
der Marienanstalt
Warnberg, circa 1914

Von 1937 bis 1952 leitete Präses Franz Mußner (1885–1961) die Marienanstalt Warnberg. Er konnte nicht verhindern, dass die NS-Regierung die Haushaltungsschule im März 1940 schließen ließ und die Räume für die Wehrmacht und für die Volksdeutsche Mittelstelle beschlagnahmte. Letztere quartierte von Dezember 1940 bis Februar 1941 etwa 80 Bessarabiendeutsche ein, die aufgrund des Hitler-Stalin-Pakts ihre Heimat am Schwarzen Meer hatten verlassen müssen. Von Warnberg wurden die Bessarabiendeutschen in den vom Deutschen Reich annektierten und von der Wehrmacht besetzten Teil Polens – von den Nationalsozialisten

„Reichsgau Wartheland“ genannt – gebracht und im Umkreis von Litzmannstadt – gemeint ist die polnische Stadt Łódź – angesiedelt. Ab 1943 nutzten die Nationalsozialisten Warnberg als Unterkunft für die sogenannte Kinderlandverschickung.

In der Landwirtschaft des Klosters mussten ab 1941 drei Italiener und zwei Polen Zwangsarbeit leisten. Das Gut wurde bei den Bombenangriffen vom 20. September 1942, vom 6. September 1943, und vom 17. und 22. November 1944 erheblich beschädigt; Personen kamen dabei nicht zu Schaden. Bei den Angriffen vom 12. und 13. Juli 1944 wurde das Hauptgebäude der Marienanstalt in der Dachauer Straße vollständig zerstört; die Schwestern wurden daraufhin nach Warnberg evakuiert.

1949 nahm die Haushaltungsschule in Warnberg ihren Betrieb wieder auf; sie wurde 1965 um einen Neubau erweitert. In diesem ist heute eine private Realschule untergebracht. Am Gebäude erinnert eine Gedenktafel an den Gründer der Marienanstalt Joseph Weis.

Maria Sandmayr (1901–1920) wurde von Angehörigen der bayerischen Einwohnerwehr ermordet. Sie war das erste Opfer in einer Reihe von Fememorden, die zwischen 1920 und 1923 in Bayern verübt wurden. Die Aufnahme zeigt die junge Hausangestellte in einer undatierten Aufnahme.



Maria Sandmayr

Im Forstenrieder Park, nahe den Ortschaften Solln und Forstenried, stießen zwei junge Männer am 6. Oktober 1920 um die Mittagszeit auf den Leichnam einer Frau, die Opfer eines grausamen Verbrechens geworden war: Der Hals der Toten war mit einer Gewehrschnur an einen Baumstamm gebunden; über ihrem Kopf prangte ein Pappschild, auf dem in Großbuchstaben geschrieben stand: „Du Schandweib hast verraten dein Vaterland. Du wurdest gerichtet von der Schwarzen Hand.“ Der Text kennzeichnete den Mord als Racheaktion mit politischem Hintergrund.

Bei dem Opfer handelte es sich um die aus dem Dorf Taxa im damaligen Bezirksamt Dachau stammende Maria Sandmayr. Die 19-Jährige war seit dem 1. Oktober 1920 als Dienstmädchen und Köchin in einem Privathaushalt in der Tengstraße, im heutigen Schwabing-West, angestellt. Am 23. September hatte Sandmayr den Versuch unternommen, ein illegales Waffenlager anzuzeigen, das sie auf Gut Holzen bei Augsburg, dem Anwesen ihres vorherigen Dienstherrn Graf Fischler von Treuberg, entdeckt hatte. Unglücklicherweise meldete sie den brisanten Fund Alfred Zeller, einem Mitglied der Einwohnerwehr. Dieser gab die Information umgehend weiter, woraufhin die Waffen an einen anderen geheimen Ort gebracht wurden und im Besitz der Einwohnerwehr verblieben.

Einwohnerwehren waren bewaffnete Verbände bürgerlich-nationalistischer, antibolschewistischer Ausrichtung, die nach dem Ersten Weltkrieg im Deutschen Reich entstanden waren. In Bayern erfuhren sie seit der Niederschlagung der Räterepublik im Frühjahr 1919 und durch die rechtskonservative Politik des bayerischen Ministerpräsidenten Gustav von Kahr starken Zulauf. 1920 hatten die bayerischen Einwohnerwehren bereits rund 300.000 Mitglieder, die in ganz Bayern Waffen und Munition aus Reichswehrbeständen in illegalen Depots horteten.

Bewaffnete Bürgermilizen verstießen gegen das Entmilitarisierungsgebot des Versailler Vertrags, der im Januar 1920 zur Regelung der Nachkriegsordnung in Kraft getreten war. Auf Druck der Siegermächte verabschiedete der Berliner Reichstag am 7. August 1920 das Gesetz zur Entwaffnung der Zivilbevölkerung, das Bürger*innen dazu verpflichtete, Waffenlager zu melden; andernfalls drohten Geld- oder



Dieses Schild mit der bedrohlichen Rachebotschaft hinterließen die Mörder bei Sandmayrs Leiche im Forstenrieder Park. Mit dem grausamen Verbrechen wollten die Täter Angst und Schrecken verbreiten und die Bevölkerung davon abhalten, ihrer Pflicht zur Anzeige von Waffenlagern nachzukommen.

Gefängnisstrafen. Den Versuch, dieser Aufforderung Folge zu leisten, bezahlte Maria Sandmayr mit ihrem Leben. Denn der Einwohnerwehrmann Alfred Zeller prahlte in München gegenüber Gleichgesinnten, er habe eine Waffenlagermeldung, die eine junge Frau aus Odelzhausen angezeigt hatte, vereitelt. Dies hörte Hans Schweighart – auch er ein Angehöriger der Einwohnerwehr –, der beschloss Maria Sandmayr öffentlichkeitswirksam zu bestrafen. Dafür ermittelte Schweighart die Adresse von Sandmayrs Arbeitsstelle. Mit zwei Komplizen holte er die Hausangestellte am 5. Oktober 1920 in der Tengstraße 20 mit dem Auto ab. Noch im Wagen strangulierten die Männer ihr Opfer; erst

Stunden später legten sie Sandmayrs Körper am späteren Fundort im Forstenrieder Park ab. Der Mord an Maria Sandmayer gilt als einziger sogenannter Fememord, der in Bayern an einer Frau begangen wurde.

Als Fememorde bezeichneten Mitglieder rechtsextremer Gruppierungen die Tötung von Personen, die Geheimnisse der Gruppe öffentlich machten oder dies zu tun beabsichtigten. Derartige Verbrechen der Selbst- oder Lynchjustiz wurden in den frühen 1920er Jahren im gesamten Deutschen Reich von Mitgliedern paramilitärischer Verbände verübt. Nach dem Mord an Sandmayr beteiligten sich Angehörige der bayerischen Einwohnerwehren nachweislich am Mordanschlag auf Hans Dobner und an der Ermordung von Hans Hartung und Wilhelm Hörnlein. Sie alle waren Personen, die öffentlich nicht in Erscheinung getreten waren und die wie Sandmayr belastende Informationen über die Einwohnerwehren weitergeben wollten. Vermutlich war die Einwohnerwehr auch für die bis heute nicht aufgeklärte Erschießung des Landtagsabgeordneten der USPD (Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands) Karl Gareis verantwortlich, der als einer der größten Kritiker der bayerischen Einwohnerwehren bekannt war.

Ministerpräsident von Kahr propagierte Bayern als „Ordnungszelle“ des Reichs. Er positionierte sich gegen den Versailler Vertrag und gegen die Reichsregierung. Der rechtskonservative Ministerpräsident hatte prominente Unterstützer*innen: Zu den wohl bekanntesten zählte Ludwig Thoma. Der Schriftsteller setzte sich öffentlich für die Einwohnerwehren ein und attackierte deren Kritiker im auflagenstarken Miesbacher Anzeiger; in mehreren anonymisierten Hetzartikeln griff Thoma den Politiker Karl



Gareis an, der wenig später ermordet wurde. Unter der Regierung von Kahrs entwickelte sich der Freistaat zum Sammelbecken von nationalistischen, völkischen antisozialistischen und antisemitischen Extremisten. In der Folge wurden Polizei- und Strafverfolgungsbehörden in Bayern an entscheidenden Stellen von der radikalen Rechten unterwandert – Täter aus dem rechten Spektrum durften mit milden Urteilen rechnen.

Die Mörder von Maria Sandmayr kamen ohne Strafe davon: Die Verfahren gegen Hans Schweighart, der im Herbst 1921 in Österreich verhaftet worden war, und gegen Hermann Berchtold, der zugegeben hatte, die junge Frau im Auto erdrosselt zu haben, wurden bereits 1925 eingestellt.

Die Einwohnerwehren lösten sich im Mai 1921 formell auf und kamen damit dem von der Reichsregierung erzwungenen behördlichen Verbot zuvor. Dies war jedoch nicht das Ende, sondern der Beginn einer unheilvollen Entwicklung, in deren Verlauf sich ehemalige Einwohnerwehrangehörige radikalisierten: Denn nach der offiziellen Auflösung schlossen sich zahlreiche von ihnen anderen paramilitärischen Gruppierungen an – Schweighart und Berchtold etwa der SA (Sturmabteilung), dem Kampftrupp der NSDAP.

Über die Morgenstern-/Schinnererstraße kommt man an dem Betrieb Alkor/Renolit vorbei, gelangt zum Randelshoferweg und von dort zum Sollner Dorfweiher.

1935 erwarb Karl Lißmann das Areal einer ehemaligen Kautschukfabrik und gründete die Firma Alkor zur Produktion von Kunstleder und PVC-Folien. Während des Zweiten Weltkriegs belieferte Alkor vor allem die Wehrmacht; das Unternehmen unterhielt ein Kriegsgefangenenlager und setzte Franzosen, Tschechen und Spanier zur Zwangsarbeit ein. Bereits im Juli 1945 nahm Alkor aufgrund einer Lizenz der US-amerikanischen Besatzungsmacht und unter einem Treuhänder die Produktion wieder auf. Das Firmengrundstück an der Morgenstern-/Schinnererstraße wurde durch Ankäufe vergrößert, Spezialmaschinen – darunter sogenannte Folienziehkalender – wurden angeschafft, die Produktionsstätte vergrößert und das Angebot auf farbig bedruckte Dekorfolien, Tischdecken, Polyesterplastik und Klebefolien erweitert. 1960 beschäftigte das Unternehmen circa 1.000 Mitarbeitende und stellte sogenannte Gastarbeiter*innen aus Griechenland ein. Seit 2006 gehört das Werk zur global agierenden Renolit Gruppe. Im Jahr 2024 arbeiten in der Produktionsstätte, die auch ein wichtiger Ausbildungsbetrieb ist, circa 370 Personen.

Der Randelshoferweg wurde 1969 nach Josef Randelshofer (1897– 1967) benannt. Der selbstständige Sollner Schreinermeister war von 1924 bis 1933 und von 1945 bis 1966 Vorsitzender der SPD-Ortsgruppe und in den Jahren 1952 bis 1966 Bezirksausschussvorsitzender des damals noch eigenständigen Stadtbezirks Solln. Der Kommunalpolitiker wurde im Waldfriedhof Solln bestattet.





Rupprecht Geiger

Bis ins hohe Alter arbeitete der Künstler Rupprecht Geiger in seinem Atelier in Solln. Aufnahme aus dem Jahr 2007

Rupprecht Geiger (1908–2009) gilt als einer der bedeutendsten Münchner Künstler der Nachkriegszeit. Als einziges Kind der Bildhauerin Clara Weiß (1883–1961) und des Malers Willi Geiger (1878–1971) wuchs Rupprecht Geiger in einem kreativen Umfeld auf. Er begleitete seine Eltern auf deren Reisen nach Italien, Spanien und Marokko und fertigte früh eigene Skizzen und Aquarelle an. Ab 1926 studierte Geiger Architektur in München; zunächst an

der Kunstgewerbeschule, später an der Staatsbauschule und absolvierte eine Maurerlehre. Nach Abschluss des Studiums arbeitete er ab 1936 in verschiedenen Münchner Architekturbüros, unter anderem bei Oswald Eduard Bieber. 1937 heiratete er Biebers Tochter, die Architekturstudentin Monika (1914–2007). Im Zweiten Weltkrieg war Rupprecht Geiger zunächst im technischen Dienst der Wehrmacht in Polen und Russland, ab 1943 als Kriegsmaler in der Ukraine und ab 1944 in Griechenland eingesetzt. In seinen Tagebüchern verarbeitete er seine Kriegserlebnisse in Texten und fertigte Skizzen, Aquarelle und Gemälde von den Landschaften an, deren Farbigkeit ihn nachhaltig beeindruckte.

Der politisch unbelastete Autodidakt durfte bereits bald nach Kriegsende an Kunstausstellungen teilnehmen. Gefördert durch John Anthony Thwaites, den damaligen britischen Konsul in München, schloss sich Geiger mit fünf gleichgesinnten, abstrakt arbeitenden Künstlern und einer Künstlerin zur Gruppe ZEN 49 zusammen, um herkömmliche Kunsttraditionen radikal in Frage zu stellen. 1951 erhielt Geiger mit der Gestaltung einer zentralen Fassade für das neue Empfangsgebäude des Münchner Hauptbahnhofs seinen ersten Auftrag im Bereich Kunst am Bau.

Zwei Jahre später zogen Monika und Rupprecht Geiger mit ihren Kindern an den südlichen Münchner Stadtrand, in die Muttenthalerstraße 28. Den Lebensunterhalt bestritt das Architektenehepaar mit Bauaufträgen in den Bereichen Wohnungs- und Siedlungsbau. Parallel dazu arbeitete Rupprecht Geiger als Künstler, experimentierte mit Drucktechniken, Formen und Farben. Den künstlerischen Durchbruch erlebte er mit der Berufung zum Professor für Malerei an die Staatliche Kunstakademie Düsseldorf, wo er von 1965



bis 1976 lehrte. Im Bestreben, die Farbe in den Mittelpunkt seines Werks zu stellen, besann sich Geiger auf elementare Formen, allen voran Ovale und Rechtecke. Selbst den Pinselduktus, der bis dahin als prägendes Element einer Künstlerpersönlichkeit galt, verbannte Geiger aus seinem Werk und setzte stattdessen die Luftdruckspritzpistole ein, mit deren Hilfe ein besonders feiner Farbauftrag und modulierte Farbverläufe möglich wurden. Statt Naturfarbpigmente verwendete Geiger nun künstlich hergestellte fluoreszierende Tagesleuchtfarben, wie sie in der Natur nicht vorkommen.

Ab den 1970er Jahren führte er zahlreiche Arbeiten für den öffentlichen Raum aus. In München schuf Geiger beispielsweise die Raumskulptur „Gerundetes Blau“ am Gasteig; das Kunstwerk wurde 2023 zum Interimsquartier an die Isarphilharmonie verlegt. Im 19. Stadtbezirk gestaltete er das Farbkonzept für das Schulzentrum in Fürstenried West, einschließlich der Schulschwimmhalle sowie das mehrteilige Kunstwerk für den U-Bahnhof Machtlfinger Straße. Geiger, der bis zum Ende seines Lebens künstlerisch tätig war, erhielt zahlreiche nationale und internationale Preise. Anlässlich seines 100. Geburtstags widmete ihm die Städtische Galerie im Lenbachhaus 2007/2008 eine vielbeachtete Retrospektive; parallel dazu zeigte das Haus der Kunst große Farbinstallationen.

In der Muttenthalerstraße 26 – in Geigers ehemaligem Atelier, das bis heute Spuren des schaffensreichen Künstlerlebens aufweist – befindet sich seit 2010 das Archiv Geiger. Dieses informiert mittels Führungen, Vorträgen, Workshops und einer Webseite über die Künstler Rupprecht und Willi Geiger.



Die Faszination für das Thema Farbe ist charakteristisch für Rupprecht Geigers künstlerisches Schaffen. Geigers letztes Gemälde „Pinc moduliert“ von 2009 wird in den ehemaligen Atelierräumen des Künstlers über dem Requisiten-Tisch präsentiert.
Foto 2023
© VG Bild-Kunst, Bonn 2025





Erösse aus der Parkstadt-Solln-München



Parkstadt Solln

Ansichtskarte der Parkstadt Solln aus den frühen 1970er Jahren

Auf unbebauten Feldern westlich von Alt-Solln entstand zwischen 1965 und 1967 ein neues Quartier: die von großzügigen Grünflächen geprägte Parkstadt Solln. Architekt Ernst Maria Lang konzipierte die neue Siedlung zusammen mit dem städtischen Planungsamt im Auftrag der Deutschen Baugruppe, Deba. Zwischen landwirtschaftlichen Flächen, Hofbrunn-, Welti- und Herteichstraße wurden unterschiedlich hohe Häusertypen mit insgesamt rund 2.000 Wohneinheiten errichtet. In der

Parkstadt Solln gibt es zweigeschossige Reihen- und Kettenhäuser, ebenerdige Atrium-Einfamilienhäuser und mehrgeschossige Wohnhochhäuser, deren höchstes die 64 Meter hohe Hochhausscheibe in der Drygalski-Allee 118 ist. Der Münchner Bauunternehmer und Deba-Mitgründer Max W. Schlereth wollte in dem Monumentalbau, den er selbst plante, ursprünglich ein Hotel für die Olympischen Spiele von 1972 unterbringen, was aber – möglicherweise an der damals ungünstigen Verkehrsanbindung – scheiterte. Statt eines Hotels birgt das Gebäude, das als Deba-Hochhaus bekannt wurde, 541 Appartements mit ein bis zwei Zimmern; an die ursprüngliche Nutzungsidee erinnert der als Lobby gestaltete Eingangsbereich.

Für die Kinder der Siedlung planten Alfons Schweiger und Friedrich Zeitler eine Schule mit Sportplatz; heute Grund- und Mittelschule in der Sambergerstraße 14. Von Ernst Maria Lang stammt das 1975 eröffnete Ökumenische Kirchenzentrum, mit der evangelisch-lutherischen Petruskirche, Stockmannstraße 45a, und der katholischen Kirche St. Ansgar, Gulbranssonstraße 30, die sich einen Hof teilen. In diesem steht eine mit Kreuzen geschmückte weiße Kalksteinsäule des Bildhauers Blasius Gerg. Wegen des Rückgangs der Gemeindeglieder wurde die Petruskirche 2024 entwidmet; evangelische und katholische Christen setzen die ökumenische Tradition in Räumen der Kirche St. Ansgar fort.

Beim Kirchenzentrum befindet sich das Laden- und Ärztezentrum, das sogenannte Forum, Drygalski-Allee 117. An der Springerstraße entstanden die beiden von Jürgen von Gagen und Udo von der Mühlen geplanten Hochhäuser „Max und Moritz“.

1959 wurde die Marienkapelle der Schönstatt-Bewegung, Herterichstraße 140, auf einem freien Feld errichtet. Fünf Jahre später beschloss die Stadt München den Bau einer modernen Trabantenstadt zwischen Forstenried und Solln. Die Aufnahme von 1968 zeigt die Kapelle mit den Hochhäusern „Max und Moritz“. 1979 entstand neben der Kapelle ein Tagungs- und Gästehaus der Schönstatt-Bewegung der Erzdiözese München und Freising.



Seit 2011 ist der 1931 gegründete TSV Solln, der mit knapp 3.500 Mitgliedern zu den größten Münchner Sportvereinen gehört, Hauptnutzer der Bezirkssportanlage in der Herterichstraße 141. Auf dem Gelände befinden sich neben Sportstätten eine weitläufige Grünanlage, ein Spielplatz und eine Gaststätte.

Johanna Bachsteffel

Im Haus Forstenried Nr. 26, dem sogenannten Zacherlanwesen – benannt nach Georg Zächerl, der es 1737 erwarb –, wohnte ab 1925 die Familie Bachsteffel. Postschaffner Georg Bachsteffel und seine Ehefrau Maria waren gläubige Katholiken und achteten auf die religiöse Erziehung ihrer fünf Kinder.

Tochter Johanna, geboren am 5. September 1920, fiel als Jugendliche der nationalsozialistischen Rassenpolitik zum Opfer. Sie wurde auf gerichtliche Anordnung am 16. Dezember 1936 sterilisiert und starb drei Tage später an den Folgen des Eingriffs.

Die Zwangssterilisation, die zum Tod der jungen Forstenriederin führte, erfolgte gemäß dem „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ vom 14. Juli 1933, umgangssprachlich „Sterilisationsgesetz“. Es trat zum 1. Januar 1934 in Kraft und war ein Instrument der nationalsozialistischen „Rassenhygiene“. Unter anderem Personen mit „angeborenem Schwachsinn“, „Schizophrenie“ und „zirkulärem (manisch-depressivem) Irresein“ sowie Menschen, die von „erblicher Blindheit“, „erblicher Taubheit“, „schwerer erblicher körperlicher Mißbildung“ und „schwerem Alkoholismus“ betroffen waren, waren dem Gesetz zufolge durch Zwangssterilisation an der Fortpflanzung zu hindern.

Über die Unfruchtbarmachung entschieden Erbgesundheitsgerichte, die sich in der Regel auf die schriftliche Einschätzung von Antragsteller*innen stützten. Zwischen 1934 und 1945 wurden im Deutschen Reich circa 400.000 Frauen und Männer zwangssterilisiert. Mehr als zwei Drittel von



Das Foto aus dem Sommer 1936 zeigt von rechts nach links die Bachsteffel Geschwister Johann, Johanna und Anna sowie ein unbekanntes Kleinkind. Wenige Monate nachdem die Aufnahme entstand, starb Johanna Bachsteffel an den Folgen der behördlich angeordneten Sterilisation.

ihnen hatten zuvor die diffamierende Diagnose „angeborener Schwachsinn“ erhalten. Die Betroffenen litten ein Leben lang unter der abwertenden Diagnose und unter den Folgen des chirurgischen Eingriffs. Mindestens 5.000 Menschen, vor allem Frauen, starben an Komplikationen infolge der Operation.

Die genauen Umstände, die zur Einordnung der Johanna Bachsteffel als „erbkrank“ im Sinne des „Sterilisationsgesetzes“ führten, sind nicht bekannt.

Laut amtlichen Dokumenten beschloss die zweite Kammer des Erbgesundheitsgerichts beim Amtsgericht München am 29. Oktober 1936 in nichtöffentlicher Sitzung die Unfruchtbarmachung der berufslosen Johanna Bachsteffel aufgrund „angeborenen Schwachsinn“. Der Beschluss stützte sich auf einen entsprechenden Antrag des Bezirksarztes der Polizeidirektion München vom August 1936. Am 7. Dezember 1936 informierte Amtsarzt Dr. Josef Limmer Georg Bachsteffel über die angeordnete Zwangssterilisation. Dieser habe dafür zu sorgen, dass sich seine minderjährige Tochter innerhalb zwei Wochen nach Empfang des Schreibens in der Universitätsfrauenklinik einfand, um die Sterilisation durchführen zu lassen. Der amtliche Vordruck unterstrich die Ausweglosigkeit der Anordnung: Der Eingriff werde „notigenfalls unter Anwendung unmittelbaren Zwangs [...] auch gegen den Willen“ der Betroffenen vorgenommen.

Johanna Bachsteffel blieb keine andere Wahl, als sich in der Universitätsfrauenklinik zu melden. Der Aufnahmebogen vom 15. Dezember 1936 ordnete als „Therapie“ „Tubensterilisation nach Menge“ an. Diese Sterilisationsart war die vom Leiter der Münchner Universitätsfrauenklinik, Heinrich Eymers (1883–1965), für jüngere Frauen favorisierte Methode. Er hatte sie im Kommentar zur 1936 erschienen zweiten Auflage des „Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ ausführlich beschrieben. Zwischen 1934 und 1945 wurden unter Eymers Leitung 1.345 Frauen an der Universitätsfrauenklinik zwangssterilisiert. Bei 90,8 Prozent der unter 25-Jährigen erfolgte die Sterilisation nach Menge. Von den 861 Frauen, die zwischen dem 1. Januar 1934 und dem 1. Juli 1937 in der Münchner Universitätsfrauenklinik zwangssterilisiert wurden, starben fünf – Johanna Bachsteffel war eine von ihnen.

Am Vormittag des 16. Dezember führte Dr. Zimmerer die Operation durch; drei Tage später war Johanna Bachsteffel tot. Als Todesursache nannte der ärztliche Nachbericht Kreislaufschwäche infolge schwerster Pneumonie (Lungenentzündung) nach gesetzlicher Sterilisation.

Ihre Beisetzung erfolgte am 21. Dezember 1936 im Waldfriedhof. Vier Jahre später wurde im selben Grab Johannes Bruder Georg, geboren am 27. Juni 1918, beerdigt. Er war im Herbst 1940 in Polen gefallen; sein Leichnam konnte – eine seltene Ausnahme – vom Kriegsgebiet in die Heimat überführt werden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Gynäkologe Heinrich Eymmer – er war förderndes Mitglied der SS, Mitglied der NSDAP, des NS-Lehrer- und des NS-Ärztebunds – von der US-amerikanischen Militärregierung seiner Ämter enthoben. Das Spruchkammerverfahren stufte ihn im Dezember 1946 als „Mitläufer“ ein; die in seiner Amtszeit durchgeführten Zwangssterilisationen waren nicht Gegenstand der Anklage. 1948 erhielt er sowohl den Münchner Lehrstuhl für Gynäkologie als auch die Leitung der Universitätsfrauenklinik zurück; die Professur behielt er bis zur Emeritierung 1952, die Klinikleitung bis Oktober 1954.

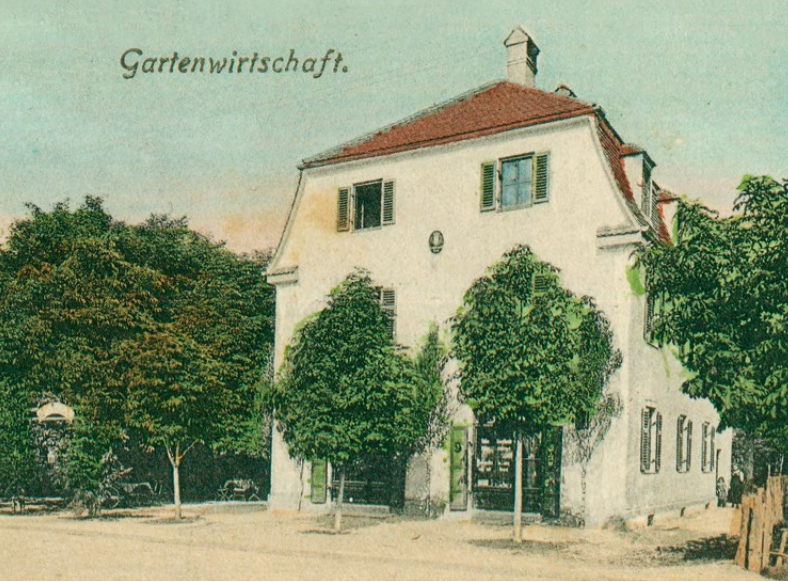
Das einstige Heim der Familie Bachsteffel wurde 1953/1954 abgerissen. Im Neubau in der Forstenrieder Allee 206 entstand eine Werkstatt für Fahr- und Motorräder und für Autos.



Das Foto von 1917 zeigt Max und Therese Holderied mit ihren Kindern Maria, Justine und – auf dem Schoß der Mutter sitzend – Johann. Als langjähriger Patient der Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar wurde dieser im Herbst 1940 ein Opfer der sogenannten Aktion T4, der Massenermordung von Psychiatriepatient*innen in der NS-Zeit.

Johann Holderied

Johann Holderied wurde am 27. Januar 1916 als jüngstes Kind des Fabrikarbeiters Max Holderied (1886–1918) und dessen Frau Therese (1882–1933) in Forstenried geboren. Max Holderied, der im Ersten Weltkrieg dem 2. Bayerischen Jägerbataillon angehörte und am 5. Dezember 1918 in Forstenried an einer Lungenentzündung starb, wird namentlich auf dem Forstenrieder Kriegerdenkmal erwähnt (*siehe Station „Ortskern Forstenried“*). Seine Witwe zog 1924 mit den Kindern in die Forstenrieder Allee 193. Dorthin kam Sohn Johann nur besuchsweise, denn er war bereits seit 1921 in der Heil- und Pflegeanstalt Haar – 1931 vereinigt zur Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar – untergebracht. 19 Jahre später wurde er ein Opfer der nationalsozialistischen „Euthanasie“-Morde. Johann Holderied war einer von circa 300.000 psychisch kranken und behinderten Menschen, die im



Die kolorierte Postkarte von 1907 zeigt das Anwesen Forstenried Nr. 40, heute Forstenrieder Allee 193. Der stattliche Walmdachbau gehörte zum Gasthof zur Post. Der Garten diente als Biergarten des gegenübergelegenen Gasthofs, im Erdgeschoss war eine Metzgerei, im ersten Stock befanden sich die örtliche Polizeiwache und Polizei-Dienstwohnungen. Direkt darüber wohnte ab 1924 die verwitwete Therese Holderied.

Deutschen Reich und in den von der Wehrmacht besetzten Gebieten zwischen Herbst 1939 und Frühjahr 1945 gezielt ermordet wurden. Die Selektion von Anstaltspatient*innen erfolgte ab Mitte Oktober 1939 mittels Meldebögen nach ökonomischen Gesichtspunkten: Aussortiert wurden vor allem Personen, die sich bereits lange in einer Anstalt befanden und als arbeitsunfähig eingestuft wurden.

Das Schicksal des jungen Forstenrieders lässt sich anhand der im Bundesarchiv überlieferten Patientenakte rekonstruieren. Demnach erkrankte Johann Holderied Anfang 1920 an „Kopfgrippe“ (Gehirnentzündung) mit hohem Fieber und litt in der Folge an Schlafstörungen, extremer Unruhe und auffällig aggressivem Sozialverhalten. Am 22. Mai 1921 brachte Therese Holderied ihren Sohn in das Kinderhaus der Heil- und Pflegeanstalt Haar – der damals einzigen speziell auf Kinder ausgerichteten psychiatrischen Einrichtung Bayerns. Der aufnehmende Arzt diagnostizierte Johanns Zustand als Folge einer „Encephalitis epidemica“. Diese ist umgangssprachlich auch als „Europäische Schlafkrankheit“ bekannt und ist eine bis heute rätselhafte Krankheit. Als sogenannter Postenzephalitiker gehörte Johann Holderied zu einer kleinen Patientengruppe, deren Zahl wegen des überraschenden Verschwindens der Krankheit – sie ebte in den 1920er Jahren ab; ab den 1940er Jahren gab es nahezu keine Neuerkrankungen mehr – klein blieb. Unter den 2.348 Patient*innen, die zum 31. Dezember 1931 in der Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar gemeldet waren, litten 23 an den Folgen einer „Enzephalitis epidemica“. Unter den 908 Personen, die zwischen Januar 1940 bis Sommer 1941 im Zuge der „Aktion T4“ aus der Anstalt Eglfing-Haar verlegt und getötet wurden, waren zehn Postenzephalitiker.



Therese Holderied besuchte ihren Sohn regelmäßig und nahm ihn mit zu sich nach Forstenried. 1931 und 1932 blieb der inzwischen Jugendliche für längere Perioden am Stück bei seiner Mutter, die sich um eine Arbeitsstelle für ihn und um alternative Unterbringungsmöglichkeiten bemühte. Die Versuche waren vergeblich: Therese Holderied starb am 5. Februar 1933, nahezu zeitgleich mit dem Machtantritt der NSDAP in dessen Folge sich die Verhältnisse für Anstaltspatient*innen drastisch verschlechterten. Mit dem Tod seiner Mutter verlor Johann Holderied seine wichtigste Fürsprecherin.

Holderied litt unter den Zuständen in der Anstalt: Im September 1933 versuchte er zu fliehen, 1936 und 1938 unternahm er Suizidversuche. In drei handschriftlichen Nachrichten berichtet er 1936 und 1937 einem Anstaltsarzt von Misshandlungen durch Pfleger. Der Arzt wies die Vorwürfe zurück und bezeichnete seinen Patienten als notorischen und gewalttätigen Lügner. Der letzte Eintrag in der Krankenakte ist vom 24. Oktober 1940 und vermerkt die Überführung in die Anstalt Niedernhart. Unter diesem Datum und über die Zwischenstation Niedernhart erfolgte die Verlegung von 120 Männern aus der Anstalt Eglfing-Haar in die Tötungsanstalt Hartheim.

Johann Holderied war eine von mindestens 2.018 Personen, die über die Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar – die als Sammelstelle von „Aktion T4“-Patient*innen aus anderen Anstalten diente – in den Tod geschickt wurden. Insgesamt sind im Rahmen der „Aktion T4“ vom 18. Januar 1940 bis zum 20. Juni 1941 zwanzig Transporte aus der Anstalt Eglfing-Haar in Tötungsanstalten dokumentiert. Zielort war anfangs die Tötungsanstalt Grafeneck und vermutlich ab Mai

1940 die Tötungsanstalt Hartheim bei Linz. Die Deportationen waren systematisch durchorganisiert. Nach der Ankunft in der Tötungsanstalt Hartheim wurden die Patient*innen in einer als Duschraum getarnten Gaskammer mit Kohlenmonoxid getötet; anschließend wurden ihre Körper verbrannt. Erst einige Tage bis Wochen später informierte man die Angehörigen über den angeblich plötzlichen Tod der Kranken und bot die kostenlose Zusendung der Urne an.

Eine solche Urne mit den vermeintlichen Überresten Johann Holderieds gelangte auch nach Forstenried. In ihrer Veröffentlichung über die NS-Zeit in Forstenried zitiert Dorle Gribl aus dem sogenannten Verkündbuch des Forstenrieder Pfarrers Oskar Winsauer. Dieser vermerkte unter dem 20. November 1940: „Seelenmesse für den geisteskranken 25jähr. Joh. Holderied, der in Eglfing untergebracht war, nach Hartheim b. Linz gebracht wurde, dort ‚gestorben ist‘ und verbrannt wurde.“ Die „Beerdigung seiner ‚Aschenurne‘ = Blehschachtel“ sei im Waldfriedhof erfolgt. Aus diesen knappen, in bitter-ironisierende Anführungszeichen gesetzten, Bemerkungen geht unter anderem hervor, dass der Pfarrer keineswegs glaubte, dass Holderied eines natürlichen Todes gestorben war. Die aus Hartheim zugewandene Urne, die Winsauer als schäbige Blehschachtel beschrieb, enthielt – wie die Urnen aller „T4“-Opfer – Aschenreste von mehreren gleichzeitig verbrannten Personen. Das Johann Holderieds Angehörigen mitgeteilte Todesdatum 12. November 1940 war – wie bei allen anderen „Euthanasie“-Opfern – zur Verschleierung der Todesumstände gefälscht.



Ortskern Forstenried

Forstenried entwickelte sich entlang der ehemaligen Landstraße nach Starnberg als bauerliches Straßendorf. An der Forstenrieder Allee sind etliche Gebäude des einstigen Dorfs erhalten, darunter ehemalige Bauernhöfe, die 1860 errichtete ehemalige Dorfschule (Forstenrieder Allee 175) sowie zwei Gaststätten. Inzwischen wird jedoch nur noch der Alte Wirt (Forstenrieder Allee 187) betrieben, nachdem der Gasthof zur Post (Forstenrieder Allee 192) 2020 aufgegeben und zum Wohnhaus umgebaut wurde.

Den Mittelpunkt des Forstenrieder Ortskerns bildet die Kirche Heilig Kreuz in der Forstenrieder Allee 180a. Sie entstand im frühen 15. Jahrhundert, um das Kruzifix aufzunehmen, das gegen Ende des 14. Jahrhunderts nach Forstenried gelangte und den Ort zum beliebten Wallfahrtsziel machte. Die Heilig-Kreuz-Kirche wurde zwischen 1610 und 1629 barockisiert, der Turm erhöht und die Sakristei angebaut. 1749 erhielt sie eine Rokokoausstattung und das Kruzifix bekam einen farbigen Anstrich. Im Zweiten Weltkrieg sorgte Stadtpfarrer Oskar Winsauer (1872–1947) dafür, dass das identitätsstiftende Kreuz eingelagert wurde und unversehrt überdauerte. 1949 wurde der ursprüngliche Zustand des romanischen Kunstwerks wiederhergestellt.

Vor der Heilig-Kreuz-Kirche erinnert ein schmiedeeisernes Kreuz an die Forstenrieder, die bei der Sendlinger Mordweihnacht von 1705 ums Leben kamen, ein weiteres an die Gefallenen des deutsch-französischen Kriegs von 1870/1871 und ein drittes an die Seelsorger von Forstenried. Auf den Grabsteinen im Forstenrieder Friedhof hinter der Kirche stehen die Namen eingesessener Bauern- und



Handwerkerfamilien; auch Max Thoma, der Vater des Schriftstellers Ludwig Thoma, wurde dort 1874 beerdigt. Als einstiger königlicher Oberförster und Parkmeister war Max Thoma für die Verwaltung der ausgedehnten Waldgebiete des Forstenrieder Parks zuständig; sein Dienst- und Wohnsitz lag im Forsthaus, Forstenrieder Allee 182. Der ortsbildprägende zweigeschossige Barockbau von 1725/1726 ist ein Amtsgebäude des Forstbetriebs München der Bayerischen Staatsforsten. Auf dem Grundstück wird Wildbret aus den Wäldern des Forstbetriebs München angeboten.

Mit Kriegerdenkmal (links), Pfarrkirche, dem Forst- und dem alten Pfarrhaus vereinigt die Ansicht prägende Elemente des Dorfensembles Forstenried. Ausschnitt aus einer Sammelpostkarte um 1940

Das im 19. Jahrhundert errichtete, 1936 verlängerte Wohn- und Geschäftshaus in der Forstenrieder Allee 186 ist unter dem Hausnamen „Bäcker Mayer“ bekannt, da es ab 1884 über viele Jahrzehnte eine Bäckerei beherbergte. Auf dem Platz vor dem Gebäude Forstenrieder Allee 184, einst „Lindenbauer“, steht das Forstenrieder Kriegerdenkmal. Teilnehmer des Ersten Weltkriegs gründeten am 1. März 1919 den Verein „Die Heimkehrten“, um ihren gefallenen Kameraden ein Denkmal zu errichten. Der Verein warb bei der Stadt München und bei der Forstenrieder Bevölkerung für sein Anliegen, sammelte Spenden und beauftragte den Steinmetz Richard Gschwender mit der Schaffung des freistehenden Denkmals, das 1922 im Beisein von Kriegsveteranen und unter großer Anteilnahme der Bevölkerung eingeweiht wurde, die gefallene Väter, Brüder, Söhne, Verlobte und Freunde betrauerte. Die Figurengruppe, die an eine Pietà erinnert, zeigt einen Sanitätssoldaten, der einem sterbenden Soldaten beisteht. Darunter sind die Widmung „Den Gefallenen Helden / Die dankbaren Einwohner“ und die Jahreszahlen 1914 und 1918 eingraviert sowie – zumeist in der chronologischen Reihenfolge ihres Todes – die Namen von 41 Gefallenen samt militärischem Rang, militärischer Einheit, Sterbedatum und -ort. Als erster fiel demnach Fritz Derzbach. Er kam am 20. August 1914, nur drei Wochen nach Kriegsbeginn, in Frankreich ums Leben. Drei auf dem Denkmal genannte Personen starben erst nach dem Ersten Weltkrieg (Waffenstillstandsabkommen vom 11. November 1918): Max Holderied starb am 5. Dezember 1918 in der Heimat an den Folgen einer Lungenentzündung; ebenfalls in der Heimat starb am 31. Januar 1919 Sebastian Mann, die Umstände sind nicht bekannt. Laut Denkmalsinschrift kam Ferdinand Hipper am 5. Juni 1921 „bei den Freiheitskämpfen in Oberschlesien“ ums Leben. Offenbar hatte sich Hipper dem

gegenrevolutionären, nationalistischen Freikorps Oberland angeschlossen und starb bei den Grenzkämpfen gegen die Abtrennung Oberschlesiens an Polen. Die gefallenen Freikorps-Leute wurden von rechtsradikalen Gruppierungen als Märtyrer verehrt, weswegen ihre Ehrung aus heutiger Sicht kritisch gesehen wird.

1951 wurden zu beiden Seiten des Kriegerdenkmals steinerne Tafeln mit den Namen von Soldaten und zivilen Opfern des Zweiten Weltkriegs ergänzt. Genannt werden deutsche Luftkriegsopfer aus Forstenried und „Vermisste“. Auch die Brüder Josef und Ludwig Kübler werden als vermisst genannt. Neuere Forschungen belegen, dass beide



Einer langlebigen Legende zufolge kam das romanische Kruzifix bereits 1229 nach Forstenried. Die neuere historische Forschung nimmt jedoch an, dass es erst rund 150 Jahre später in die Forstenrieder Bartholomäuskirche gelangte. Dem Kunstwerk, das ein unbekannter süddeutscher Künstler um 1210/1220 schuf, wurde bedeutende Wundertätigkeit zugeschrieben. Es entwickelte sich zum beliebten Wallfahrtsziel, weshalb ihm im 15. Jahrhundert an der Stelle der kleinen Bartholomäuskirche eine neue, größere Kirche errichtet wurde. Das imposante Kruzifix schmückt den Hochaltar von Heilig Kreuz; die Christusfigur misst 179 cm, die Spannweite der Arme 166 cm. Votivbild von 1950

Kriegsverbrechen verübten, weswegen sie 1947 von einem Gericht in Ljubljana verurteilt und hingerichtet wurden. Im Stadtteil führte dies zu umfangreichen Diskussionen über den zeitgemäßen und kritischen Umgang mit dieser problematischen Ehrung. 2022 bekannten sich der Veteranen- und Soldatenverein München-Forstenried zusammen mit dem Bezirksausschuss 19 dazu, die Namen der Kübler-Brüder von dem Kriegerdenkmal zu streichen, da die Ehrung der Männer dem Anliegen des Forstenrieder Kriegerdenkmals widerspricht. Dem Anliegen schloss sich die Landeshauptstadt München 2023 an. Die Namen werden gestrichen und die Stadt errichtet eine kommentierende Tafel in Zusammenarbeit mit dem Historischen Verein Forstenried.

Der Veteranen- und Soldatenverein, gegründet 1874 und neugegründet 1952, pflegt das Kriegerdenkmal und erinnert alljährlich zum Volkstrauertag an alle Opfer von Krieg und Gewalt.

Derzbachhof

Der verschuldete und baulich heruntergekommene Ochsenbauernhof wurde 1751 durch den Grundherrn, das Kloster Polling, abgerissen und durch zwei neuerrichtete Höfe ersetzt. Den einen verkaufte das Kloster an Simon Schwarz, den Sohn des Ochsenbauernhofs; den anderen an den Forstenrieder Veith Graf, von dessen Vornamen sich der zunächst gebräuchliche Hausname Feichtbauer ableitete. Der Name Derzbachhof wurde im 20. Jahrhundert geprägt: 1920 übertrug Nikolaus Reiner das Anwesen seiner Tochter Katharina, die später Karl Derzbach vom Bauernwagnerhof heiratete. Dieser entstammte einer protestantischen Familie, die 1848 aus Heilbronn zugewandert war. Nach Karl Derzbachs Unfalltod im November 1939 führte seine Witwe mit ihren fünf Töchtern die Landwirtschaft; 1964 erbte die älteste Tochter – sie hieß ebenfalls Katharina – den Derzbachhof. Das Anwesen blieb in Besitz der Familie und wurde seit 1980 nicht mehr bewirtschaftet.

Nach Jahrzehnten des Leerstands drohte der Verfall des historischen Bauernhofs, der ein prägender Bestandteil des Denkmalensembles Forstenried ist. Bezirksausschuss, Bürgerschaft und die Stadt München setzten sich für Instandhaltungsmaßnahmen ein; 2005 und 2016 erfolgten Begasungen zur Schädlingsbekämpfung. 2017 kam es zum Verkauf an die Immobiliengesellschaft Euroboden, die – eine Idee der Erben aufgreifend – die denkmalgerechte Sanierung des Bauernhauses mit dem Verkauf von Eigentumswohnungen finanzieren wollte, deren Neubau sie auf dem Hofgrundstück plante. Von Anfang an wurde das Unterfangen des Investors, das den Abriss bäuerlicher Gebäude erforderte, kritisch begleitet: Eine Bürgerinitiative brachte ihre Ablehnung mit





Der Mitte des 18. Jahrhunderts errichtete Derzbachhof, vormals Feichtbauer, gilt als ältester Bauernhof Münchens. Die Aufnahme oben entstand zu Beginn der 1920er Jahre, die Aufnahme unten rund 90 Jahre später, im Jahr 2012.

Mahnwachen, Unterschriftenlisten und einer Petition an den Bayerischen Landtag zum Ausdruck, weil die Denkmaleigenschaft gefährdet sei. Befürworter entgegneten, dass die zum Abbruch freigegebenen Bauten nicht unter Denkmalschutz stünden und die Wohnungsneubauten zur Finanzierung der langfristigen Rettung des Baudenkmals unerlässlich seien.

Bis Ende 2022 waren die im modernen Stil errichteten Neubauten (Architekt: Peter Haimerl) fertiggestellt und an Privatleute verkauft und die vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege begleitete Sanierung des historischen Bauernhofs abgeschlossen. In dem fachlich restaurierten Denkmal in der Forstenrieder Allee 179 entstanden Mietwohnungen und Räumlichkeiten, die für Feiern und für Workshops anmietbar sind. Die Maßnahme wurde 2022 mit dem Otto-Borst-Preis für Stadterneuerung in der Kategorie Dorferneuerung und mit dem Fassadenpreis der Landeshauptstadt München 2023 ausgezeichnet und war auf der Shortlist für den Preis des Deutschen Architektur Museums, DAM 2024.





Seb. Lutz & Söhne

Der Firmenbriefbogen weist Seb. Lutz & Söhne als Säge- und Hobelwerk und Produzent von Hallen, Holzhäusern und Baracken sowie Fenstern und Türen aus. Der Briefkopf zeigt die damalige Ausdehnung des Unternehmens mit Werkshallen, Sägemehlturm und weitläufigen Lagerflächen. Ausschnitt eines Schreibens vom 25. Mai 1939

Der Holzverarbeitende Betrieb Seb. Lutz & Söhne war über viele Jahrzehnte der wichtigste Arbeitgeber und das größte Unternehmen in Forstenried. Sein Ursprung lag in der 1894 von Sebastian Lutz (1868–1941) gegründeten Wagnerei. Der aus Württemberg zugewanderte Lutz hatte die Gürtlerstochter Maria Schläger geheiratet und auf deren Familiengrundstück Forstenried 73 ½, heute Hatzelweg 7, ein Wohnhaus errichtet. Seine Wagnerei befand sich im Haus Forstenried 5 (heute Forstenrieder Allee 160); der Betrieb produzierte Räder und Wagenaufbauten unter anderem für die Landwirtschaft, für Fuhrunternehmen und die Reichspost.

1920 erwarben die Wagnermeistereheleute Sebastian und Maria Lutz mit ihren Söhnen Sebastian jun., Georg, Josef und Franz rund 1,6 Hektar von der Bayerischen Landessiedlung GmbH. Auf dem für Kleinsiedlerstellen bestimmten Areal errichteten die neuen Eigentümer in den folgenden Jahren ein Sägewerk, eine Bauschreinerei sowie Werks- und Lagerhallen. Zwar sprach sich das städtische Hochbauamt 1929 gegen den expandierenden Gewerbebetrieb inmitten des ausgewiesenen Wohngebiets aus. Doch vor dem Hintergrund der schlechten Wirtschaftslage und der hohen Arbeitslosigkeit infolge von Krieg und Weltwirtschaftskrise sah sich die Stadt zu einer unternehmerfreundlichen Politik gezwungen und genehmigte die von Seb. Lutz & Söhne beantragten Bauten und Erweiterungen. In seiner größten Ausdehnung erstreckte sich das Firmengrundstück mit der historischen Adresse Forstenried 79 in etwa von der Grabmannstraße bis zur Forstenrieder Allee 144; die rückwärtige Grundstücksgrenze reichte ungefähr bis zur Straße Auf der Falkenbeiz.

Das Unternehmen war seit 1924 eine offene Handelsgesellschaft mit Firmengründer Sebastian Lutz sen. und seinen vier Söhnen als Teilhabern; der 1912 geborene Sohn Hans trat dem Unternehmen 1938 bei. Der Familienbetrieb setzte auf maschinelle Serienproduktion nach eigenen Normen und erwirtschaftete im Geschäftsjahr 1927 einen Umsatz von rund 250.000 Reichsmark bei einer Jahresproduktion von circa 8.000 Fenstern und Türen. Hauptabnehmer waren Wohnungsbaugesellschaften in ganz Bayern. In den frühen 1930er Jahren erschloss sich das Unternehmen mit der Herstellung von normierten Holzhäusern und Baracken einen neuen Geschäftsbereich. 1931 ergingen Aufträge des „Volksbunds für den freiwilligen Arbeitsdienst“ im Wert von 250.000 Reichsmark.



Seb. Lutz & Söhne lieferte die Baracken für das 1931 bei der Achter-Lacke im Forstenrieder Park errichtete Lager des Freiwilligen Arbeitsdienstes (FAD). Der FAD wurde 1935 dem Reichsarbeitsdienst (RAD) eingegliedert. Ein Jahr später wurde das Lager an der Achter-Lacke von ursprünglich 70 auf 150 Mann aufgestockt und nach dem tödlich verunglückten Nationalsozialisten Hermann Gmelin benannt. Nach dem Zweiten Weltkrieg bauten Anwohner*innen die Baracken ab, um sie als Notunterkünfte zu nutzen. Eine Lutz-Baracke dieses Lagers wurde in die Geisenbrunner Straße 57 versetzt und diente bis zum Abbruch im Jahr 2014 als Wohnhaus. Das Foto von 1936 zeigt das RAD-Lager der „Abteilung 6/301 Hermann Gmelin“ im Forstenrieder Park.

In der NS-Zeit führte die staatliche Förderung der Baubranche dazu, dass sich die Auftragsbücher von Seb. Lutz & Söhne füllten und das Unternehmen über Bayern hinaus als leistungsfähiger Barackenbauer bekannt wurde. Die Forstenrieder produzierten Arbeiterbaracken für die Baustellen von Staatsbetrieben wie der Deutschen Reichsbahn und der Deutschen Reichsautobahn, für Kommunen wie Regensburg und Berlin sowie für Privatunternehmen, darunter die Baufirmen Sager & Woerner, die Holzmann AG und Heilmann & Littmann. Im Zuge der Aufrüstung wurde die Wehrmacht zum Hauptauftraggeber; weitere Aufträge kamen von der Generalinspektion für das Deutsche Straßenwesen und von der Reichsführung SS, für die Seb. Lutz & Söhne Unterkunftsbaracken sowohl für SS-Wachmannschaften als auch für Häftlinge des KZ Dachau und eine Totenhalle herstellte.

Die gute Auftragslage führte zu Platzmangel auf dem Firmengelände. Um neue Lagerflächen zu erhalten, bemühte sich die Firmenleitung im Zuge der „Arisierung“ um den Erwerb von Grundstücken aus jüdischem Besitz: Letztlich erfolglos verliefen die Verhandlungen über den Kauf eines Grundstücks der Jüdin Auguste Neuhöfer. Ebenso erfolglos meldete die Firma gegenüber der Industrie- und Handelskammer am 21. September 1938 Interesse an der Übernahme der jüdischen Holzhandlung Gebr. Freundlich an. Mit dem Auftragsvolumen stieg die Zahl der Beschäftigten von 54 im Jahr 1927 auf 120 im Jahr 1933; im Januar 1939 lag sie bei circa 470 Personen. Die notwendige Ausstattung für die Arbeiter hielt nicht mit: Im Januar 1939 forderte die Gewerbeaufsicht die Firmenleitung auf, den Mangel an Aufenthalt- und Speiserräumen sowie Aborten und Duschen zu beheben. Vor allem letzteres sei notwendig, da bei sehr großer Hitze sehr schmutzige Arbeiten verrichtet und auch giftige Stoffe verarbeitet wurden.



Infolge von Einberufungen deutscher Arbeiter zum Kriegsdienst beschäftigte das Unternehmen ab 1940 – vermutlich vor allem männliche – ausländische Zivilarbeiter und Kriegsgefangene aus Belgien, Frankreich, Griechenland, Italien und der Tschechoslowakei. Ab 1942 wurden sogenannte Ostarbeiter, größtenteils Ukrainer, eingesetzt. Die Zwangsarbeiter waren auf dem Firmengelände untergebracht, das wiederholt von alliierten Bomben getroffen wurde. Nach dem Luftangriff vom 21. Dezember 1942 erfolgte die totale Zerstörung der Sortier- und Zuschneidehalle sowie des Gefangenenlagers. Beim Angriff vom 7. September 1943 erlitt Seb. Lutz & Söhne laut offiziellem Bericht totale Brandschäden. Wie viele Zwangsarbeiter bei den Angriffen verletzt wurden oder ums Leben kamen, lässt sich nicht mehr ermitteln. Das städtische Sterberegister nennt den ukrainischen Hilfsarbeiter Stepan Peliptschuk (geb. 1891), dessen Leiche am 8. September 1943 auf dem Firmengelände geborgen wurde. Er wurde am 13. September im Nordfriedhof, in einer Grabstätte für in München verstorbene „Russen“ bestattet. Deren Gräber wurden 1959 in den Ehrenhain des Friedhofs am Perlacher Forst verlegt.

Ab November 1946 durchliefen die Lutz-Brüder – mit Ausnahme von Franz, der sich in Gefangenschaft befand – Entnazifizierungsverfahren. Die Spruchkammer klagte Sebastian, Josef, Georg und Hans Lutz im Februar 1947 als Nutznießer des NS-Systems an und stufte sie als Belastete in die Gruppe 2 ein. Gegen diese Urteile legten die Brüder erfolgreich Berufung ein. Die Berufungskammer sprach Sebastian Lutz, der der NSDAP nie angehört hatte, 1948 von jeglicher Anklage frei. Das Verfahren gegen den kriegsversehrten Hans Lutz – NSDAP-Mitglied ab 1937 – wurde im Zuge der Weihnachtsamnestie eingestellt. Georg und Josef



Das doppelte Wagner-Emblem im Giebel des Wohnhauses Hatzelweg 7 verweist auf die Anfänge der Firma Seb. Lutz & Söhne, die in der von Sebastian Lutz betriebenen Wagnerei lagen. Foto 2023



Lutz, NSDAP-Mitglieder ab 1933, wurden als „Mitläufer“ eingestuft. Sie konnten ihre Firma, die zwischenzeitlich von einem Treuhänder verwaltet wurde, fortführen. Denn auch nach dem Zweiten Weltkrieg war der Bedarf an Baracken hoch: Displaced Persons, Ausgebombte, Vertriebene und Flüchtlinge waren unterzubringen und Seb. Lutz & Söhne produzierte die dringend benötigten Baracken. Um die Aufträge durchzuführen, beschäftigte das Unternehmen Vertriebene und Flüchtlinge, für die es an der Forstenrieder Allee (circa Nr. 256) ein Arbeitslager einrichtete. Die größtenteils aus der Region Batschka stammenden Bewohner*innen des Lutz-Lagers gründeten Mitte der 1950er Jahre zwischen Olivier-, Littmann-, Leeb- und Herteichstraße die sogenannte Batschka-Siedlung in Solln.

Als im Zuge des Wirtschaftsaufschwungs die Nachfrage nach Wohnbaracken verebbte stellte Seb. Lutz & Söhne auf die serielle Herstellung von Fertighäusern, Hallen, Garten- und Ferienhäusern um; 1960 warb das Unternehmen beispielsweise mit dem Ferienhaus „Der kleine Lutz – Typ Anneliese“. Circa 1967 gab der Betrieb auf; das Firmengelände wurde – wie ursprünglich vorgesehen – zum Wohngebiet.

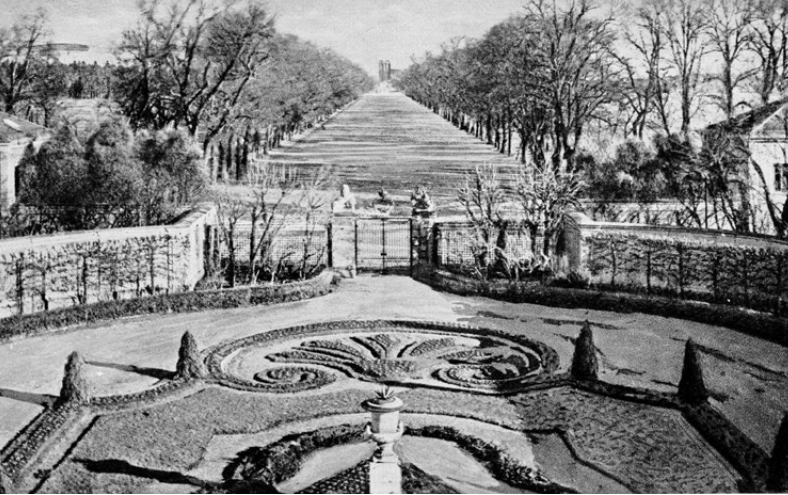
Schloss Fürstenried

Der jagdbegeisterte Kurfürst Maximilian II. Emanuel (1662–1726) hatte bereits ab 1687 begonnen, den weitläufigen Wald bei Forstenried durch ein geometrisches Wegenetz aus Sternanlagen und Schneisen (sogenannte Geräumte) für die Parforcejagd – also für aufwendige höfische Hetzjagden – erschließen zu lassen. 1715 ordnete er die Einzäunung seines Jagdgebiets „Forstenrieder Park“ an und brachte die benachbarte Hofmark Poschetsried, die seit 1593 der Familie von Hörwarth gehörte, in seinen Besitz. Ferdinand Joseph Graf von Hörwarth, der den Landsitz Poschetsried seit 1703 bewohnte und bewirtschaftete, wurde vom absolutistischen Kurfürsten mit Gütern kompensiert, die nicht einmal halb so viel wert waren wie die Hofmark Poschetsried.

Unter Einbeziehung des ehemaligen Herrenhauses des Grafen von Hörwarth ließ Max Emanuel von 1715 bis 1717 durch seinen Hofbaumeister Joseph Effner (1687–1745) ein repräsentatives Jagd- und Lustschloss errichten und nannte es Fürstenried. Die verwendeten Ziegel lieferte die Ziegelei der Jesuiten in Warnberg. Über ein von Effner konzipiertes Alleen-System war Schloss Fürstenried mit den übrigen kurfürstlichen Schlössern und mit der Münchner Residenz verbunden. Zur Versorgung des Schlosses mit frischem Wasser entstand 1715 am Isarhang in Großhesselohe ein Brunnhaus; mit wasserbetriebenen Pumpen wurde Wasser aus der Isar in Leitungen gepumpt, die über Solln – daher der Name Hofbrunnstraße – zum Schloss führten.



Die Postkarte von 1901 zeigt oben die Hauptfassade von Schloss Fürstenried, dem damaligen Wohnsitz des nicht-regierungsfähigen Königs Otto, mit marschierenden Soldaten der königlichen Ehrengarde. Unten ist der beliebte Bierausschank abgebildet, der in einem damals zum Ökonomiegut des Schlosses gehörenden Wirtschaftsgebäude untergebracht war. Noch heute gibt es in der Forst-Kasten-Allee 114 ein Gasthaus mit dem Traditionsnamen Einkehr zur Fürstenrieder Schwaige. Es handelt sich allerdings nicht um das Gebäude aus dem 18. Jahrhundert, sondern um einen 1985 durch die Franziskaner-Spaten-Brauerei errichteten Neubau, der die Silhouette des historischen Gasthauses aufgreift und Teil des Denkmalensembles Schloss Fürstenried und Umgebung ist.



Joseph von Effner legte eine breite von Linden gesäumte Allee an, die in gerader Linie von Schloss Fürstenried nach Mittersending und von dort zur Münchner Residenz führte. Die Aufnahme von circa 1930 zeigt den Ausblick mit Barockgarten, schmiedeeisernem, von zwei bayerischen Löwen flankiertem Eingangstor und am Horizont der Allee die Frauenkirche. Die Sichtachse auf die Münchner Frauenkirche blieb – trotz des Ausbaus der alten Wegführung zur Olympiastraße beziehungsweise zur Autobahn A95 – erhalten.

Im 18. Jahrhundert diente Fürstenried vor allem der Unterbringung von Jagdgesellschaften. Ab 1777 nutzte Kurfürstin Maria Anna (1728–1797) Fürstenried als Witwensitz; ein Jahr vor ihrem Tod plünderten und brandschatzten französische Truppen das Schloss. Nach der Entfernung sämtlicher kostbarer Gegenstände diente es von 1801 bis 1804 und erneut ab 1820 als Kaserne. In den Kriegen von 1866 und 1870/1871 war das Schloss ein Lazarett.

Die Jahre des Verfalls von Schloss und Garten endeten 1881 als die Vermögensverwaltung des Prinzen Otto (1848–1916) Fürstenried erwarb und die Schlossanlage für dessen dauerhafte Unterbringung umbauen ließ. Im Auftrag König Ludwigs II. (1845–1886) übernahm Hofgärtendirektor Carl von Effner (1831–1884) die Neugestaltung des Barockgartens. Wo vorher ein Nutzgarten war, gestaltete Carl von Effner einen abwechslungsreichen Englischen Landschaftspark mit Wegen, Skulpturen und wertvollen Bäumen, der Otto zu Spaziergängen animieren sollte. Der an einer psychischen Erkrankung leidende Otto lebte ab 1883 bis zu seinem Lebensende ununterbrochen in Schloss Fürstenried – hinter hohen Mauern und unter der ständigen Aufsicht von nach Fürstenried abgeordneten Assistenzärzten der damals so genannten Kreisirrenanstalt. Auch deren Leiter, bis 1886 war das Bernhard von Gudden, begutachtete den Patienten regelmäßig. Zu den ärztlichen Betreuern Ottos, der nach dem Tod seines Bruders Ludwig II. nominell König von Bayern war, gehörten die Psychiater Ernst Rehm, später Besitzer der privaten Nervenheilanstalt Neufriedenheim (siehe KGP 7) und Karl Ranke, später Gründer und Besitzer der privaten Kuranstalt Obersending.



Nach dem Ersten Weltkrieg und auch während des Zweiten Weltkriegs diente Schloss Fürstenried erneut als Militär-lazarett. Nachdem die Stadt München 1912 das bis dahin zum Schloss gehörende Ökonomiegut mit den Ländereien gekauft hatte, erwarb die Erzdiözese München und Freising 1929 das Schloss, in dem sie bereits seit 1925 ein Exerzitenhaus betrieb. Von 1927 bis 1957 war im Schloss außerdem das Erzbischöfliche Spätberufenenseminar untergebracht. Von 1947 bis 1949 nutzten die Theologische Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität und das Priesterseminar Georgianum Schloss Fürstenried als Ausweichquartier. Unter den Studenten war damals auch Joseph Ratzinger (1927–2022), der spätere Papst Benedikt XVI.

Anfang der 1970er Jahre wurde die gesamte Anlage für die zeitgemäße Nutzung als Exerzitienhaus ergänzt und umgebaut. In einem Teil des Englischen Landschaftsgartens entstand ein modernes Tagungshaus mit Vortragssälen, Gruppenräumen, Meditationsraum, Bibliothek, Speiseräumen und eine Kirche mit Ausstattungsgegenständen des Bildhauers Max Faller (1927–2012). Schloss Fürstenried, Forst-Kasten-Allee 103, ist als Ort der Besinnung für die breite Öffentlichkeit nicht zugänglich, kann aber im Rahmen von Exerzitien oder bei öffentlichen Führungen besucht werden.



Bezirkssportanlage Graubündener Straße 100

Der TSV Forstenried ist mit rund 3.500 Mitgliedern (Stand 2024) einer der größten Münchner Sportvereine. Die Vereinsgeschichte beginnt mit dem 1919 gegründeten Kraftsportclub Forstenried für die Disziplinen Ringen, Gewichtheben und Tauziehen. 1927 erweiterten die Kraftsportler ihren Verein zum TSV Forstenried mit Abteilungen für Fußball, Turnen, Ski und Theater.

Bis in die 1950er Jahre befand sich das Vereinsgelände auf einem Feld östlich der Forstenrieder Schule. Als diese erweitert wurde, zog der TSV Forstenried in die Siedlung Maxhof. Anfang

**Außenanlagen der
Bezirkssportanlage
Graubündener
Straße, 1964**

der 1960er Jahre entstand in der Graubündener Straße 100 ein Freizeitheim mit Sportanlagen für die neue Großsiedlung Fürstenried West. Dem TSV Forstenried wurden 1963 die Hauptnutzungsrechte der Bezirkssportanlage zugestanden. Der Breitensportverein für Mannschafts- und Individualsportarten erwies sich für den neuen Stadtteil als wichtiger sozialer Integrationsfaktor. Infolge der Zuzüge stiegen die Mitgliedszahlen rasant an: Von einst 70 Mitgliedern im Jahr der Neugründung 1945 wuchs die Zahl auf rund 1.800 im Jahr 1965 und auf etwa 3.450 Mitglieder im Jahr 2013. Der TSV Forstenried konnte seine Mitgliederzahl auch nach der Covid-19-Pandemie (2020–2023) halten.

In direkter Nachbarschaft der Bezirkssportanlage unterhält der TSV Forstenried eine Tennishalle, Tennisplätze und einen Kleingruppensportraum. Da er die städtischen Schulsporthallen nutzt, ist der Verein nicht nur im Umkreis seiner Hauptwirkstätte, sondern auch in weiten Teilen des Stadtbezirks vertreten. Sogar jenseits der Bezirksgrenzen gibt es eine erfolgreiche Abteilung des TSV Forstenried: Unter dem Namen Munich Animals trainiert die 1989 gegründete Powerchair-Hockey-Mannschaft mit ihren schnellen E-Rollstühlen im Münchner Norden, in der Barlachstraße 36c.

Auch der FC Español e.V. ist in der Graubündener Straße 100 ansässig. Der Fußballclub ging 2004 aus dem spanischen Kulturverein Peña Galega hervor, der sich inzwischen aufgelöst hat. Der FC Español setzt auf Inklusion und bietet sportliche Aktivitäten und eine Fußballmannschaft für Personen mit und ohne körperliche Einschränkung sowie für ältere Menschen an.

Der Kreisjugendring (KJR) München-Stadt betreibt in der Graubündener Straße 100 das Jugendcafé Intermezzo mit einem abwechslungsreichen Freizeitangebot für Kinder und Jugendliche. Aus dem Café ging 1992 das Spectaculum Mundi hervor, das sich in einer ehemaligen Sporthalle zum Veranstaltungsort für Theater- und Musikevents entwickelt hat; seit 1997 wird Vokal Total, das größte deutsche A-Cappella-Festival, präsentiert.

Am Zugang zur Graubündener Straße 100 steht die 1964 geschaffene Flötenspieler-Skulptur der Bildhauerin Maria Weber (1899–1984).



Evangelisch-lutherische Andreaskirche

Die Protestanten aus Forstenried, Maxhof und der Gemeinde Neuried gehörten ursprünglich zur Sollner Apostelkirche (Konrad-Witz-Straße 17). Wegen des sich abzeichnenden Anwachsens der Gemeinde in der neuen Großsiedlung Fürstenried richtete der Landeskirchenrat im März 1961 eine dritte Pfarrstelle bei der Apostelkirche ein. Der für den westlichen Gemeindeteil der Apostelkirche neuberufene Pfarrer hielt die Gottesdienste zunächst im Wirtshaus Maxhof, im Maxhof-Kino und ab Advent 1961 in einer hölzernen Behelfskirche an der Fritz-Baer-Straße 15.

Am 20. Mai 1962 fand auf einem Grundstück, das die Stadt München der seit März 1962 eigenständigen Andreaskirche in der Walliser Straße 11 überlassen hatte, die Grundsteinlegung für die Andreaskirche statt. Bereits am 1. Dezember 1963 konnte die Kirchengemeinde den Backsteinbau in Anwesenheit von Vertretern der evangelischen Landeskirche und der Stadtgemeinde, darunter Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel, feierlich einweihen.

Architekt des Sichtziegelbauwerks mit den auffälligen Betonverstreben war der renommierte Kirchenbauer Gustav Gsaenger (1900–1989). Dieser schuf einen zweigeschossigen Kirchenbau: Im Sockelgeschoss brachte er die Gemeinderäume unter, darüber den Kirchensaal. Dessen Längsseiten sind von großen, betonverstrebtten Fensterflächen geprägt. Diese, wie auch die Empore, zeigen vielfach das x-förmige Andreaskreuz. Es erinnert an den Heiligen Andreas, der als Märtyrer an einem x-förmigen Kreuz gestorben sein soll. Referenzen an den ehemaligen Fischer und Kirchenpatron weist auch das wandhohe Altarmosaik der



Die Andreaskirche entstand 1962/1963. Architekt Gustav Gsaenger setzte mit dem zweigeschossigen Backsteinbau und dem 40 Meter hohen Glockenturm einen städtebaulichen Akzent in der Wohnsiedlung Fürstenried West. Die Postkarte von 1964/1965 zeigt die Andreaskirche aus südwestlicher Richtung; im Bildvordergrund ist der Pausenhof der benachbarten Grundschule zu sehen.

Künstlerin Angela Gsaenger (1929–2011) auf: Es zeigt ein mit zwei Kreuzen – darunter ein Andreaskreuz – ausgestattetes Schiff, das im Hafen einer dicht bebauten Stadt angelegt hat.

Die Andreasgemeinde engagiert sich seit jeher in der Kirchenmusik. Kirchen-, Posaunen-, Gospel- und Kinderchor sowie das Instrumental-Ensemble organisieren sich im Verein Fürstenrieder Konzerte e.V.

Ein weiterer Schwerpunkt ist das Bemühen um Nachhaltigkeit, das von einem eigenen Umwelt-Arbeitskreis begleitet wird: Bereits seit 1999 gibt es auf dem Kirchenvordach eine Photovoltaik-Anlage; diese wird 2024 durch eine größere, neuere ersetzt, um die angestrebte Klimaneutralität zu erreichen. Um Energie zu sparen wird der große Kirchenraum nur zu hohen Festtagen beheizt; für reguläre Gottesdienste stehen Akku-Heizkissen zur Verfügung, die mit dem selbst-erzeugten Strom aufgeladen werden.



Im Wasser der Schulschwimmhalle spiegelt sich eine von Rupprecht Geiger gestaltete Halbovalform.
Foto 2007
© VG Bild-Kunst, Bonn 2025



Schulzentrum Fürstenried West und Schweizer Platz

Die Kirche St. Matthias, das Schulzentrum Fürstenried, das benachbarte Einkaufszentrum und der Schweizer Platz sind wichtige Orte in Fürstenried West.

Der braun geklinkerte, burgartige Kirchenbau St. Matthias mit Pfarr- und Gemeindezentrum entstand 1964/1965 nach Plänen des Architekten Alexander von Branca (1919–2011). Im Atriumhof dient der Glockenturm als Zugang zum Rundbau der Kirche. Ein zentraler Lichtschacht und ein die Rotunde umgebendes Lichtband lenken Tageslicht in den dunkel gehaltenen Kirchenraum.

Etwa ein Jahrzehnt nach der Kirche, im Mai 1976, wurde das benachbarte Schulzentrum in der Engadiner Straße 1 eröffnet. Der von Peter Lanz, geb. 1930, gestaltete Schulkomplex birgt die Joseph-von-Fraunhofer-Realschule und das Gymnasium Fürstenried. Der Architekt schuf die Schule, die



Skulptur Große Kore III von Fritz Koenig vor dem Schulzentrum an der Engadiner Straße; der Betonbau wird von Schüler*innen auch „Bunker“ genannt. Foto 2022

ursprünglich als Gesamtschule geplant war, als modernen Betonbau. Seit 2021 steht die Anlage als typisches Zeugnis des sogenannten Brutalismus – die Bezeichnung kommt von der Wortkombination *béton brut*, der französischen Bezeichnung für Sichtbeton – unter Denkmalschutz. Für das künstlerische Gesamtkonzept gewann Lanz den in Soln ansässigen Künstler Rupprecht Geiger. Geiger entwickelte Vorschläge für die Gestaltung des Außen- und Innenbereichs. Der von ihm vorgesehene leuchtendblaue Außenanstrich der Treppentürme musste wegen Beschwerden aus der Bevölkerung zurückgenommen werden. Im Innern hat sich Geigers Gestaltung, die bestimmte Farbtöne je Stockwerk festlegte, weitgehend erhalten. Eine für Geiger typische angeschnittene Ovalform prägt die Schulschwimmhalle.

Beim Schulzentrum finden sich weitere Werke bedeutender, auf Anregung Geigers hinzugezogener Künstler: An der Ecke Graubündener Straße/ Pontresinaweg steht eine unbenannte Stahlskulptur des Bildhauers Alf Lechner (1925–2017), an der Ecke zur Engadiner Straße die Skulptur Große Kore III von Fritz Koenig (1924–2017).

Das Ladenzentrum in der Engadiner Straße 2 entstand 1961 und ist von zentraler Bedeutung für die Grundversorgung des Quartiers. 2023 legten die Eigentümer des Ladenzentrums Pläne für dessen Abbruch vor: Der relativ niedrige Atriumbau soll durch einen mehrgeschossigen Neubau mit Geschäften, Gastronomie, Wohnungen und einer Tiefgarage ersetzt werden. Da der Stadtrat für das Gebiet einen sektoralen Bebauungsplan beschlossen hat, ist die Schaffung von bezahlbarem Wohnraum gewährleistet. Die Planung sieht eine Passage zwischen Engadiner Straße und Schweizer Platz sowie Begrünung zur Verbesserung der Aufenthaltsqualität vor.

Von 1964 bis 1991 verlief auf dem Schweizer Platz eine Trambahn-Wendeschleife. Die Gleise wurden nach der Eröffnung des U-Bahnhalts Fürstenried West entfernt. Im Zuge der Neugestaltung erhielt der Schweizer Platz 1992 den markanten Brunnen aus Schweizer Granit der tschechischen Bildhauern Magdalena Jetelová, geb. 1946. Zwischen zwei massiven Blöcken stürzt Wasser über Stufen in ein langes Bassin herab und erinnert an einen reißenden Gebirgsfluss in den Schweizer Alpen. Auf dem weitläufigen Platz findet jeden Samstag ein Wochenmarkt statt.



Luise, Friedrich und Rudolf Moebis

Am nördlichen Rand der Siedlung Maxhof lebten der Maler Friedrich Moebis (1895–1991) und seine Frau Luise Moebis (1896–1985). Die ehemalige Wohn- und Geschäftsadresse lautete Neurieder Straße 115 und 117; dies entspricht heute der Steinkirchner Straße 26 und 27. 1922, zwei Jahre nach ihrer Hochzeit und noch vor der Geburt ihres ersten Kindes, schlossen sich die Eheleute der Internationalen Bibelforscher-Vereinigung an. Diese war eine missionarisch agierende, christlich-pazifistische Glaubensgemeinschaft mit Ursprung in den USA, die während und nach dem Ersten Weltkrieg im Deutschen Reich an Zulauf gewann. Ihre Anhänger*innen betrachteten Jehova/Gott als höchste Autorität. Die Auslegung von Jehovas Wort erfolgte in Bibelkreisen und wurde über eigene Publikationen verbreitet. 1931 änderten die Bibelforscher ihren Namen in Jehovas Zeugen.

1933 gab es im gesamten Deutschen Reichsgebiet rund 25.000 Zeugen Jehovas; in München waren es etwa 500. Trotz ihrer relativ kleinen Zahl wurde die Glaubensgruppe bereits 1933 verboten, weil sie mit ihrem Verhalten den umfassenden Herrschaftsanspruch des Nationalsozialismus unterlief: Aufgrund ihrer christlich-moralischen Überzeugung verweigerten die Zeugen Jehovas den sogenannten Hitlergruß ebenso wie den Eid auf den „Führer“ Adolf Hitler und das Hissen der Hakenkreuzfahne. Sie widersetzten sich dem Kriegsdienst und der Unterstützung der Rüstungsindustrie und leisteten jüdischen Mitmenschen und anderen Verfolgten Beistand. Bis zur Zerschlagung ihrer Strukturen im Jahr 1937 forderte die Religionsgruppe in mehreren reichsweit durchgeführten Flugblattaktionen ihr Recht auf Religionsausübung ein, unternahm missionarische Hausbesuche, traf

sich in Bibelkreisen und unterhielt illegale Schriftenlager, wie zum Beispiel in der Implersstraße 18 in Sendling (siehe KGP 6).

Wegen ihres konsequenten Widerstands sahen sich die Zeugen Jehovas in der NS-Zeit rigider Verfolgung und Bestrafung ausgesetzt: Rund 8.800 Frauen und Männer der Glaubensgruppe wurden zwischen 1933 und 1945 inhaftiert, davon gelangten etwa 2.800 in Konzentrationslager, wo sie den „lila Winkel“ zu tragen hatten; 1.149 Mitglieder der Zeugen Jehovas kamen gewaltsam ums Leben.

Auch Mitglieder der Familie Moebis leisteten Widerstand: Luise Moebis war mit weiteren Angehörigen ihrer Religionsgemeinschaft am 23. Juli 1936 im Münchner Justizpalast, um den angeklagten Glaubensgenossen Josef Kaltenbacher moralisch zu unterstützen. Nach der Urteilsverkündung verweigerten die zwanzig im Publikum anwesenden Zeugen Jehovas geschlossen den vom Gerichtsvorsitzenden geforderten „Hitlergruß“. Wegen dieser Weigerung wurde Luise Moebis zu 100 Tagen Haft verurteilt und wiederholt verhört. Trotz dieser Erfahrung beteiligte sie sich am 12. Dezember 1936 erneut an der Verbreitung von illegalen Protestflugblättern der Zeugen Jehovas.

Luise Moebis' Sohn Rudolf folgte widerwillig dem Anfang 1941 ergangenen Einberufungsbefehl zum Gebirgsjäger-Ersatz-Bataillon 99 nach Sonthofen. Gequält von dem Voratz, niemals auf einen Menschen zu schießen, unternahm er einen Suizidversuch; am 24. November 1941 wurde er aus dem Lazarett entlassen. Wenige Monate später musste er an die Front. Am Einsatzort in der Ukraine verweigerte Rudolf Moebis den Befehl zum Dienst an der Waffe; er wurde





im Juli 1942 durch ein Kriegsgericht zum Tod verurteilt und wenig später erschossen. In einem an seine Mutter gerichteten Abschiedsbrief bekannte er sich ausdrücklich zu seiner Entscheidung: „Wie Du Dir ja denken kannst, tat ich dieses, um mich vor Jehova nicht eines Mordes schuldig zu machen.“

Zwei Jahre nach dem gewaltsamen Tod seines Sohnes widersetzte sich Friedrich Moebs der Einberufung zum Volkssturm und wurde daraufhin bedrängt, bedroht und geschlagen.

Rudolf Moebs wurde am 9. Juli 1922 in München geboren. Da er als Zeuge Jehovas den Dienst an der Waffe verweigerte, verurteilte ihn ein Kriegsgericht 1942 wegen „staatsfeindlicher Gesinnung“ zum Tod. Der Zwanzigjährige wurde am 11. August 1942 in Saporischschja/Ukraine von einem Vollstreckungskommando der deutschen Wehrmacht erschossen. Ende April 1947 beantragte Luise Moebs Entschädigung für den Tod ihres Sohnes, weil er aus religiösen Gründen den Dienst an der Waffe verweigert hatte. Der Antrag wurde zurückgewiesen. Der Ablehnungsbescheid vom 22. Juli 1948 begründet, dass die „Todesstrafe bei Fahnenflucht im Kriege“ allgemein von Staaten angedroht und verhängt werde und keine „auf Grund des nationalsozialistischen Systems erfolgte Behandlung“ darstelle. Luise Moebs legte Berufung ein, die jedoch im Februar 1949 abgewiesen wurde. Undatiertes Foto des Jugendlichen Rudolf Moebs



Die bitteren und traurigen Erfahrungen überstanden Luise und Friedrich Moebs gemeinsam; 1980 feierten sie ihren 60. Hochzeitstag.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Zeugen Jehovas auch in der Siedlung Maxhof von der christlichen Mehrheitsgesellschaft als penetrant-verschroben abgelehnt, ausgegrenzt und sogar verspottet. Der hohe Preis, den viele Gläubige wie Familie Moebs für ihren unbeirrbaren Widerstand gegen den nationalsozialistischen Unrechtsstaat zahlten, wurde lange Zeit weder von der Gesellschaft noch vom Rechtsstaat noch von den beiden großen Amtskirchen gewürdigt. Vor diesem Hintergrund sahen sich Luise und Friedrich Moebs in der Trauer um ihren Sohn auf die eigene Glaubensgemeinschaft gestellt, der sie bis zu ihrem Lebensende angehörten.

Seit einigen Jahren wendet sich die wissenschaftliche und erinnerungskulturelle Aufmerksamkeit auch dieser Opfergruppe zu und würdigt die Zeugen Jehovas als einzige konsequent widerständige christliche Glaubensgemeinschaft von 1933 bis 1945. Am 22. Juni 2023 beschloss der Deutsche Bundestag, der verfolgten und ermordeten Zeugen Jehovas mit einem zentralen Mahnmal in Berlin zu gedenken.

Dank

Die *KulturGeschichtspfade* wollen die Münchner Stadtbezirke in ihren Besonderheiten beleuchten. Die größte Herausforderung besteht darin, aus der Fülle der möglichen Themen eine Auswahl zu treffen, die den jeweiligen Stadtbezirk charakterisiert. Dies geschieht durch die Auswertung von Literatur und Archivalien, durch zahlreiche Besuche vor Ort und vor allem durch den Austausch mit Kenner*innen des jeweiligen Stadtbezirks. Bei der Annäherung an Thalkirchen, Obersendling, Forstenried, Fürstenried und Solln halfen zahlreiche Expert*innen. Wichtige Impulse kamen von Mitgliedern des Bezirksausschusses, besonders des Unterausschusses Kultur. Informationen über das Flößerhandwerk und das Flößerdorf Thalkirchen erhielt ich von Helga Lauterbach. Über Dr. Kurt Lichtwitz, jüdischer Klinikbetreiber in Thalkirchen, tauschte ich mich mit Dr. Stefan Kiefhaber und Prof. Dr. Sigmund Silber aus. Klaus Huber versorgte mich mit Literatur zu den Industriebetrieben Obersendlings. Jochen Gottlieb schickte mir seine Unterlagen über die Obersendlinger Industriegleise; es folgte eine gemeinsame Radtour entlang der verbliebenen Gleisreste, wobei uns der Eisenbahnxperte Martin Kempster, Gerlinde Gottlieb und Ernst Ziegler begleiteten. Herr Ziegler, Vorsitzender des Historischen Vereins Forstenried e.V., half mit Bildmaterial und Literatur zur Geschichte Forstenrieds und bei der kritischen Kommentierung des Kriegerdenkmals Forstenried. Außerdem regte er an, die Biografien von Johanna Bachsteffel und Johann Holderied zu recherchieren – zweier junger Menschen aus Forstenried, die Opfer der NS-„Rassenpolitik“ wurden. Bei diesem Thema, das auch bei der Station Kulturanstalt Obersendling eine Rolle spielt, leistete Verena Rapolder vom Archiv des Bezirks Oberbayern wichtige fachliche Beratung. Auch Reinhard Lampe, der wohl beste Kenner der privaten Kuranstalten im Münchner Süden, unterstützte mich sehr. Ein weiterer junger Forstenrieder, der ein Opfer der NS-Ideologie wurde, war Rudolf Moebis; er und seine Eltern leisteten als Angehörige der Zeugen Jehovas konsequent Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Ihr Schicksal hat der Historiker Christoph Wilker erforscht, der mich für den KGP beriet. Die Historikerin Dr. Edith Raim stellte mir ihre Forschung zu Maria Sandmayr zur Verfügung, die im Oktober 1920 von Mitgliedern der rechtsradikalen bayerischen Einwohnerwehr ermordet wurde. Ludwig Rickert radelte mit mir durch Solln; Bernhard Homeier steuerte herausragendes Bildmaterial vom alten Solln bei. Historische Orte, die nur mit Führungen zugänglich sind, besuchte ich mit der Münchner Volkshochschule unter der kundigen Begleitung von Stefan Ellenrieder (Warnberg) und Doris Fuchsberger (Schlossgarten Fürstenried). Den Text über Rupprecht Geiger begleiteten Sandra Westermayer und Dr. Julia Geiger. Allen Unterstützer*innen, auch den namentlich hier nicht genannten, danke ich sehr. Ich wünsche allen Leser*innen spannende Entdeckungen mit dem KGP 19. Dr. Karin Pohl, Juni 2025

Literaturauswahl:

- o. A.: *Deutsche Städte*. München, Stuttgart o. D. [„Kundi“, Kunst- und Industrie-Verlag, ca. 1924]
- Atzenbeck, Aenne: *Solln wie es war. Eine Chronik des Dorfes Solln*, München 1970
- Beyme, Ingrid von/Hohnholz, Sabine: *Vergissmeinnicht – Psychiatriepatienten und Anstaltsleben um 1900*. Aus Werken der Sammlung Prinzhorn, Heidelberg 2018
- Bezirk Oberbayern (Hrsg.): *Verdrängt. Die Erinnerung an die nationalsozialistischen „Euthanasie“-Morde*, Göttingen 2023
- Bleile, Joseph: *Beiträge zur Kaltwasser-Heilkunde nach ärztlichen, und eigenen Erfahrungen in zwei Abtheilungen*, Kempten 1852
- Bogner, Josef: *Thalkirchen und Maria Einsiedel*; in: *Oberbayerisches Archiv*, Bd. 107, 1982, S. 235-288
- Chevalley, Denis A./Weski, Timm: *Denkmäler in Bayern. Landeshauptstadt München Südwest*, 2 Bde., München 2004
- Cranach, Michael von/Eberle, Annette/Hohendorf, Gerrit/Tiedemann, Sibylle (Hrsg.): *Gedenkbuch für die Münchner Opfer der nationalsozialistischen „Euthanasie“-Morde*, Göttingen 2018
- Detjen, Marion: *„Zum Staatsfeind ernannt“*. Widerstand, Resistenz und Verweigerung gegen das NS-Regime, München 1998
- *Deutscher Bundestag: Öffentliche Anhörung im Kulturausschuss am 22. Mai 2023 zur Errichtung eines Mahnmals für die im Nationalsozialismus verfolgten Zeugen Jehovas*, www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2023/kw21-pa-kultur-mahnmal-949012
- Drexler, Cindy: *Sehnsucht nach dem Wilden Westen. 100 Jahre Münchner Cowboy Club*, München 2013
- Drexler, Cindy: *Faszination Wilder Westen. Living History im Kosmos des Münchner Cowboy-Clubs*, Münster 2022
- Eberle, Annette: *Die Ärzteschaft in Bayern und die Praxis der Medizin im Nationalsozialismus*, Berlin 2017
- Filser, Karl: *Flößerei auf Bayerns Flüssen. Zur Geschichte eines alten Handwerks*, München 1991
- Gribl, Dorle: *Villen-Kolonien in München und Umgebung. Der Einfluß Jakob Heilmanns auf die Stadtentwicklung*, München 1999
- Gribl, Dorle: *„Für das Isartal“*. Chronik des Isartalvereins, München 2002
- Gribl, Dorle: *Solln in den Jahren 1933–1945. Spurensuche im Münchner Süden*, München 2006
- Gribl, Dorle: *Forstenried und Fürstenried in den Jahren 1933–1945. Spurensuche im Münchner Süden*, München 2007
- Gribl, Dorle: *Obersendling und Thalkirchen in den Jahren 1933–1945. Spurensuche im Münchner Süden*, München 2007

- Gribl, Dorle: Solln und die Prinz-Ludwigs-Höhe. Villen und ihre Bewohner, München 2012
- Gribl, Dorle: 180 Jahre Heilkunst in Thalkirchen. Tradition und Moderne an einem Ort, München 2024
- Gribl, Dorle/Hinz, Thomas: Leben in Thalkirchen. Geschichte eines Münchner Stadtteils 1900–1990, München 1990
- Haerendel, Ulrike: Kommunale Wohnungspolitik im Dritten Reich. Siedlungsideologie, Kleinhausbau und „Wohnraumarisierung“ am Beispiel Münchens, München 1999
- Heilmann, Jakob: Lebenserinnerungen, München 1921
- Heusler, Andreas: Ausländereinsatz. Zwangsarbeit für die Münchner Kriegswirtschaft 1939–1945, München 1996
- Historischer Verein Forstenried e.V. (Hrsg.): Heimat Forstenried (Publikationsreihe), bearb. von Ernst Ziegler, München-Forstenried 2008 ff.
- Historischer Verein Forstenried e.V. (Hrsg.): 150 Jahre Schule Forstenried 1860–2010, München 2010
- Hofmann, Ulrike Claudia: Fememorde, publiziert am 15.05.2006; in: Historisches Lexikon Bayerns, URL: <https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Fememorde>
- Hoppe, Bernhard M.: Maria Thalkirchen. Geschichte einer Münchener Pfarrei und Wallfahrtsstätte, München 1991
- Horban, Corinna: Gynäkologie und Nationalsozialismus: Die zwangssterilisierten, ehemaligen Patientinnen der I. Universitäts-frauenklinik heute – eine späte Entschuldigung, München 1999
- Isarwerke (Hrsg.): Isarwerke GmbH München, München 1908
- Isarwerke (Hrsg.): Sechzig Jahre Isarwerke, 1894–1954, München 1954
- Krause, Leo: Münchner Geschoßsiedlungen der 50er Jahre. Ein Forschungsbeitrag zum Wohnungsbau in der Bundesrepublik Deutschland, München 1991
- Krauss, Marita (Hrsg.): Die bayerischen Kommerzienräte. Eine deutsche Wirtschaftselite von 1889 bis 1928, München 2016
- Krieglsteiner, Franz Xaver: Der Forstenrieder Park im Wandel der Zeiten, München 1940
- Kroff, Friedrich: 25 Jahre Heilmann'sche Immobilien-Gesellschaft, München 1922
- Lampe, Reinhard: Moritz Bendit und die Kuranstalt Neufriedenheim. Der Psychiater Ernst Rehm und sein jüdischer Patient, Berlin 2024
- Lauterbach, Helga: Die Flößerwallfahrt nach Maria Thalkirchen. Ein Stück altbayerischer Frömmigkeit, München 1991
- Lauterbach, Helga: Von Floßmeistern und Flößerbräuchen. Geschichte und religiöses Brauchtum der Isar- und Loisachflößer, München 1992
- Lauterbach, Helga: Unterwegs mit den Flößern, Fischbachau 1994
- Lauterbach, Helga: Flößerei und Holztrift in München, München 2010
- Lauterbach, Helga: Spaziergang zu den Münchner Floßländern, Bremerhaven 2022
- Lauterbach, Helga: Floßmeister und Flößerbräuche. Tradition und Geschichte an der Isar und Loisach, Regensburg 2022
- Linde, Carl: Aus meinem Leben und von meiner Arbeit, unveränd. Neudr. der 1916 ersch. Aufzeichnungen, München 1976
- Ludyga, Sabine: Geschichte der Naturheilkunde in Bayern im 19. Jahrhundert. Diss. Technische Univ. München Fak. für Medizin 2004
- Maurer, Hans: Bauten + Projekte, 1947 bis heute, Stuttgart 1989
- Menzel, Ulrich: Die Musealisierung des Technischen. Die Gründung des „Deutschen Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik“ in München. Diss. Technische Universität Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig 2001, Druckfassung 2002 [online]
- Nerdinger, Winfried (Hrsg.) in Verbindung mit Hans Günter Hockerts, Marita Krauss und Peter Longerich: München und der Nationalsozialismus. Katalog des NS-Dokumentationszentrums München, München 2015
- Nerdinger, Winfried (Hrsg.): Die Verfolgung der Sinti und Roma in München und Bayern 1933–1945, Berlin 2016
- Nerdinger, Winfried/Wilker, Christoph (Hrsg.): Die Verfolgung der Zeugen Jehovas in München 1933–1945. Publikation zur Ausstellung im NS-Dokumentationszentrum München, 27. Sept. 2018 – 7. Jan. 2019, Berlin 2018
- Neusiedl-Hub, Hella: Spuren der Grünwalder Vergangenheit 1933–1945, 3. aktualisierte Aufl., Grünwald 2023
- Peschel, Wolfgang: Sendling. 111 Gründe, warum ein Münchner Stadtteil der Nabel Bayerns ist, Freising 1992
- Peschel, Wolfgang/Taddonio Teresa Maria (Hrsg.): Leben in Fürstenried. Geschichte und Gegenwart eines Münchner Stadtteils, München 1992
- Pilwousek, Ingelore (Hrsg.): Verfolgung und Widerstand. Das Schicksal Münchner Sozialdemokraten in der NS-Zeit, München 2012
- Raim, Edith: Das kurze Leben der Maria Sandmayr, unveröffentl. Manuskript 2020
- Ranke, Karl: Kuranstalt Obersendling (München); in: Bresler, Johannes (Hrsg.): Deutsche Heil- und Pflegeanstalten für Psychisch- kranke in Wort und Bild, Halle a.d. Saale 1912, S. 400–425

- Richarz, Bernhard: Heilen, Pflegen, Töten. Zur Alltagsgeschichte einer Heil- und Pflegeanstalt bis zum Ende des Nationalsozialismus, Göttingen 1987
- Sand, Hermann (Hrsg.): Sollner Hefte, Publikationsreihe München 1995–2016
- Sand, Hermann/Sand, Ingrid (Hrsg.): Solln. Das Stadtviertelbuch, München 1999
- Schalm, Sabine: München-Sendling (Architekt Bücklers); in: Benz, Wolfgang (Hrsg.): Der Ort des Terrors, Bd. 2, München 2005, S. 449–450
- Schiermeier, Franz: Sendling. Reiseführer für Münchner, München 2019
- Schmidt, Gerhard: Selektion in der Heilanstalt 1939–1945, Stuttgart 1965
- Schulze, Claus-Jürgen: Die Isartalbahn, 2. Aufl., München 1980
- Selig, Wolfram: „Arisierung“ in München. Die Vernichtung jüdischer Existenz 1937–1939, Berlin 2004
- Sommer, Sigi: Sendlinger G'schichten, hrsg. von Helga Lauterbach-Sommer, München 2014
- Stadtarchiv München (Hrsg.): Biographisches Gedenkbuch der Münchner Juden 1933–1945, 2 Bde., München 2003 und 2007
- Thiele, Hartmut: Perutz. 120 Jahre Photo- und Industriegeschichte in München von 1880 bis 2000. Ein Photowerk im Wandel der Zeiten, 2. erw. Aufl., Privatdruck München 2003
- Thoma, Gertrud (Hrsg.): Forstenried. Acht Jahrhunderte Siedlung und kirchliches Leben im Süden von München, St. Ottilien 1994
- Schröder, Joachim: Die Münchner Polizei und der Nationalsozialismus, Essen 2013
- Vaupel, Elisabeth/Wolff, Stefan (Hrsg.): Das Deutsche Museum in der Zeit des Nationalsozialismus. Eine Bestandsaufnahme, Göttingen 2010
- Wilker, Christoph: Die unbekannten Judenhelder. Wie Zeugen Jehovas im Nationalsozialismus jüdischen Mitmenschen beistanden, München 2022
- Wolf, Georg Jacob: Ingenieur J. Heilmann und das Baugeschäft Heilmann und Littmann. Ein Rückblick auf vierzig Jahre Arbeit, München 1911

Webseitenauswahl:

- <https://archiv-geiger.de>
- <https://departure-neuaubing.nsdoku.de>
- <https://gedenkbuch.muenchen.de>
- <https://geoportal.bayern.de/denkmalatlas>
- <https://map.erinnerungszeichen.de>
- <https://stadtdgeschichte-muenchen.de>
- <https://www.camping-club.de>
- <https://www.cowboyclub.de>
- <https://www.euthanasiegeschaeftigte-zwangssterilisierte.de/>
- <https://www.faulhaber-edition.de/>
- <https://www.floesser-kulturverein.de/>
- <http://www.gsbosch.musin.de>
- <http://www.historischer-verein-forstenried.de/>
- <https://www.isartalbahn.de>
- <https://www.omnibusclub-muenchen.de>
- <https://www.trambahn.de>

Bildnachweis:

- Archäologische Staatssammlung München: S. 11 (Foto: H. Dannheimer)
- Archiv Geiger: S. 199 (Foto: Andreas Pauly, München)
- Elvira Auer: S. 64, 108, 180 u.
- Bayerische Staatsbibliothek München: S. 12 (Mapp. XI,57 du-77, 1842), 37 (Hbks/F 18-1)
- Bayerisches Wirtschaftsarchiv: S. 116
- Deutsches Museum, München, Archiv: S. 99 (CD74262)
- Freunde des Münchner Trambahn-Museums e.V.: S. 120, 121, 122
- Simone Gänzheimer: S. 158
- aus Heilmann: S. 23
- Historischer Verein Forstenried e.V.: S. 33, 38, 40, 43, 76, 96, 164, 166, 169, 170, 177, 180 o., 184, 190, 197
- Sammlung Bernhard Homeier: S. 50, 52, 54, 140, 142, 148, 150, 162
- aus Isarwerke (1908): S. 28/29
- Jehovas Zeugen, Archiv Zentraleuropa: S. 204
- Münchner Stadtmuseum, Sammlung Graphik/Gemälde: S. 65
- National Collection of Aerial Photography: S. 92 (NCAP-000-000-229-370)
- Karin Pohl: S. 8, 35, 81, 97, 106, 124, 133, 144, 161, 200

- Sammlung Prinzhorn, Zentrum für Psychosoziale Medizin, Universitätsklinikum Heidelberg: S. 71 (Inv. Nr. 2547)
- Privat: S. 34, 88, 110
- aus Schulze: S. 63
- Staatsarchiv München: S. 152 (Pol. Dir. 8099/III), 154 (GStaW beim OLG, Nr. 24)
- Stadtarchiv München: S. 14 (HV-BS-C-01-11), 15 (FS-PK-STR-03725), 16 (FS-NL-PETT2-3564), 17 (FS-PK-STB-00971), 18 (FS-NL-RD-2031D11), 20 (C1891157), 21 (FS-PK-STB-00786), 25 (C1896023), 27 (FS-NL-PETT1-1130), 30 (FS-PK-STB-13529), 31 (FS-HB-XVIII-072), 32 (PS-GB-1626), 44 (FS-PK-STB-10635), 46/47 (FS-STB-8233), 48 (FS-STB-8234), 56 (FS-SBS-01-063-01), 58 (FS-NL-WEIN-0265), 61 (C1892219), 66 (FS-PK-STB-03646), 69 (FS-PK-STB-12311), 73 (FS-NL-PETT1-4040), 74 (FS-STB-8278), 77 (FS-HB-VII-0322 a), 78 (FS-HB-VII-0341), 80 (FS-NL-GRO-193-02), 83 (FS-STB-8242), 84 (FS-PK-STB-14035), 86 (FS-PK-STB-13452), 90 (FS-PK-STB-08049), 102 (JUD-V-0042-01-19), 105 (FS-STB-8225), 113 (FS-STB-8302), 115 (FS-PK-STB-10860), 118 (KKD-2834), 125 (FS-STB-8274), 127 (FS-STB-8229), 128 (FS-STB-8226), 131 (WIED-0497), 135 (FS-HB-V-a-0100), 138 (FS-PK-STB-05902), 146 (FS-PK-STB-03377), 175 (FS-PK-STB-14158), 182 (LBK-11743), 189 (FS-PK-STB-08615), 193 (FS-SBS-01-018-03)
- Christoph Wilker: S. 205
- Ernst Ziegler: S. 187



Lebendige Erinnerungskultur für die vielfältige Stadtgesellschaft

Aktuelles, Kalender und Infos über unsere Arbeit
finden Sie auf: public-history-muenchen.de

Zum monatlichen Newsletter anmelden:
go.muenchen.de/phm/newsletter



Landeshauptstadt
München
Kulturreferat



Impressum:

**Landeshauptstadt München
Kulturreferat
Direktorium**

**Projektleitung & Redaktion:
Dr. Sabine Schalm**

**Konzept & Inhalt:
Dr. Karin Pohl**

Inhaltliche Beratung:

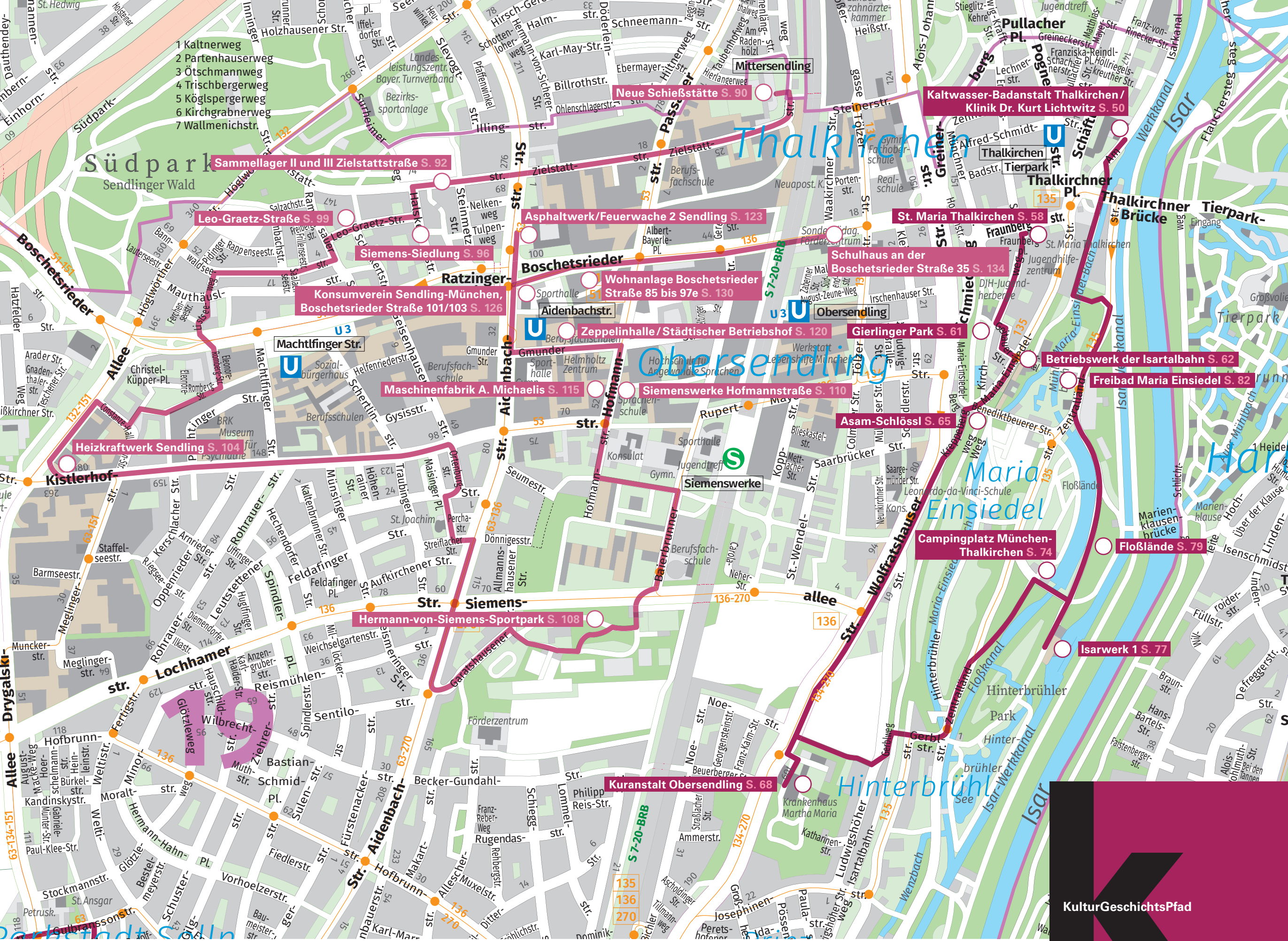
**Dr. Christian Freundorfer, Dr. Julia Geiger, Gerlinde Gottlieb,
Jochen Gottlieb, Bernhard Homeier, Klaus Huber, Martin Kempster,
Dr. Stefan Kiefhaber, Reinhard Lampe, Helga Lauterbach, Klaus Onnich,
Dr. Edith Raim, Verena Rapolder, Ludwig Rickert, Hans Scheuerer,
Prof. Dr. Sigmund Silber, Sandra Westermayer, Christoph Wilker,
Dr. Stefan L. Wolff, Ernst Ziegler; AG Gedenktafeln der Landes-
hauptstadt München; Archiv des Bezirks Oberbayern; Archiv Geiger;
Deutsches Museum; Freunde des Münchner Trambahn-Museums e.V.;
Historischer Verein Forstenried e.V.; Siemens Historical Institute;
Stadtarchiv München; Unterausschuss Kultur im Bezirksausschuss 19**

Grafische Gestaltung:

Heidi Sorg & Christof Leistl, München

Druck & Bindung:

**Weber Offset, München
2025**



U **S** U/S-Bahn **27** **85** Tram/Bus **27** **58** Endstation Tram/Endstation Bus

KulturGeschichtspfad

